

== Wochen-Ausgabe ==

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmaier

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, S. Lüneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$ 00. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft.

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa de Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro:
Avenida Rio Branco 87, II. Stock, Caixa do Correio 302

Nr. 3

São Paulo, 13. Juli 1912

IX. Jahrg.

Wochenschau.

Die Zwei-Kaiser-Begegnung in dem kleinen Städtchen am finnischen Meerbusen, Baltischport bildete in der Berichtswoche den Gesprächsstoff nicht nur in Deutschland und Rußland, deren Monarchen und Minister da zusammenkamen, sondern in der ganzen Welt, wo man sich für die hohe Politik interessiert. Die Begegnung der beiden Kaiser war die denkbar herzlichste. Zar Nikolaus war mit seinen beiden Yachten „Standart“ und „Polarstern“ und großer Begleitung am Abend vorher in Baltischport eingetroffen und als die deutsche Kaiseryacht „Hohenzollern“ auftauchte, wurde sie von sämtlichen russischen Kriegsschiffen mit dem vorgeschriebenen Salut begrüßt, worauf der deutsche Kreuzer „Moltke“, der die „Hohenzollern“ begleitete, die donnernde Antwort gab. Um zehn Uhr morgens beim schönsten Sommerwetter lief die „Hohenzollern“ vom frenetischen Hurra der russischen Matrosen begrüßt in den Hafen und ging zwischen den beiden russischen Kaiseryachten vor Anker. Bald darauf stieß von der „Standart“ eine Pinasse ab und Zar Nikolaus ging an Bord der „Hohenzollern“, um Kaiser Wilhelm willkommen zu heißen. — Die inoffiziellen Szenen sind in der grossen Presse der ganzen Welt auf das genaueste beschrieben worden. Man weiß, wie oft der eine Kaiser den anderen besuchte, wie oft sie einander ein Festessen gaben u. wer bei diesen Banketts zugegen war, über den offiziellen Teil schweigt aber der Telegraph beharrlich u. man weiß nur, daß zwischen beiden Kaiserreichen ein Vertrag zustande gekommen und vom Reichskanzler von Bethmann-Hollweg einer- und Minister Sasanow anderseits unterschrieben worden ist. Was dieser Vertrag enthält, wird der profanen Welt noch nicht bekanntgegeben, aber soviel scheint festzustehen, daß Rußland sich Deutschland aufrichtig genähert hat. Die Londoner „Times“ haben allerdings die Nachricht in die Welt gesetzt, daß Zar Nikolaus sein Land dem deutschen Einfluß nicht ausliefern wolle, diese Nachricht war aber nicht zur rechten Zeit losgelassen, denn jedermann konnte sich doch an den Fingern abzählen, daß Zar Nikolaus die Begegnung nicht herbeiwünschen konnte, um gegen einen Einfluß zu protestieren, den keiner ihm aufzwingen will. — Wer mit der Zwei-Kaiser-Begegnung nicht ganz einverstanden war, war die italienische Presse. Sie konstatierte zuerst im Brustton

der ehrlichen Ueberzeugung, daß die beiden Kaiser über den italienisch-türkischen Krieg nichts beschließen könnten, weil er sie nichts angehe, und sagten dann, daß sich Italien doch nur auf sich selbst verlassen könne. Aus diesem schüchternen Nachsatz ging hervor, daß Italien sich sehr gerne auf andere verlassen hätte und zwar auf die, die der Krieg nichts anging. Nachher erfuhr man aus italienischer Quelle, daß die beiden Kaiser wirklich beschlossen hätten, sich in die italienisch-türkische Affäre nicht einzumischen, aber ganz zum Schluß kam doch wieder das direkte Gegenteil heraus, indem bekanntgegeben wurde, daß Reichskanzler von Bethmann-Hollweg gleich nach der Heimkehr nach Berlin eine Reise nach Rom antreten werde, um der italienischen Regierung einen Vorschlag zu unterbreiten, der in Baltischport entworfen worden ist und den Krieg betrifft. — So stehen also die Aktien. Sie steigen nicht, sie sinken nicht, aber man spricht von ihnen. — Bei der Zwei-Kaiser-Begegnung waren nicht weniger als vier russische Minister zugegen: der Premier, des Aeußeren, des Krieges und der Marine. Soviel Exzellenzen kommen aber nur dann zusammen, wenn es sich um allerwichtigste Sachen handelt. — Aus Deutschland ist sehr wenig zu berichten. Erwähnenswert ist nur, daß Professor Werner von der Universität Heidelberg einen Vortrag gehalten, in dem er von einem Serum sprach, das er entdeckt und mit dem der Krebs sicher geheilt wird. Der Vortragende konnte dem naturwissenschaftlichen Verein zu Heidelberg, vor dem er sprach, zahlreiche Fälle gelungener Heilung aufzählen und die Zuhörer, Gelehrte von Fach und Bedeutung, gewannen die Ueberzeugung, daß es sich hier um eine große Entdeckung handelt. Da der Telegraph aber mehr der Sensation dient als der Wissenschaft und hauptsächlich deutscher Wissenschaft, so sind wir außerstande, über diese Entdeckung nähere Angaben zu machen. — Der deutsche Aviatiker Hellmuth Hirth, derselbe, der bei dem Wettflug Berlin—Wien den Sieg davontrug, hat in Leipzig den Welt-Höhenrekord geschlagen. Er erreichte eine Höhe von 4500 Meter. Wenn diese Rekordbrecherei auch keinen praktischen Wert hat, so ist die Leistung Hirths doch insofern erfreulich, als sie bestätigt, daß die Aviatik gute Fortschritte gemacht hat.

Aus Italien werden zwei Fälle gemeldet, die auf die Justiz dieses Landes Bezug haben. In dieser Woche wurde der rumänische Arzt Dr. Nikolaus Tazit freigelassen, den man verhaftet hatte, weil

gegen ihn der Verdacht ausgesprochen worden war, er könnte den Attentäter Dalba überredet haben, auf den König die Schüsse abzugeben. Als das Attentat anfangs März verübt wurde, sagten alle vernünftigen Menschen, daß der Attentäter Dalba weder ein Anarchist noch ein Werkzeug türkischer Verschwörer sein könne und nur als ein verdrehter Kopf zu betrachten sei. Die Justiz hielt aber an der Hypothese, daß eine Verschwörung vorgelegen, fest und erst jetzt nach vier Monaten kam sie zu der Entdeckung, daß sie sich geirrt hatte. Wer entschädigt nun aber Dr. Tazit für die vier Monate Gefangenschaft und für die Qualen der Untersuchung? — Der andere Fall war die Verurteilung der Kamorristen in Viterbo. Diese Mörderclique wurde wegen Ermordung eines Ehepaares Cuocolo prozessiert und die Schwurgerichtsverhandlungen dauerten vom März 1911 bis Juli 1912. Mit geringen Unterbrechungen tagte das Schwurgericht sechzehn Monate, und als der Spruch fiel, da sagte alles, daß dieses auch viel früher hätte geschehen können. Die Hauptangeklagten wurden zu dreißig Jahren Gefängnis verurteilt; die anderen kamen mit geringeren Strafen weg.

In Portugal ist wieder der von Monarchisten angezettelte Bürgerkrieg im Gange. Die portugiesischen Monarchisten im Auslande und nicht an letzter Stelle die in Brasilien haben große Summen Geldes gesammelt und die spanische Regierung hat es geduldet, daß auf dem Boden ihres Landes die Banden Paiva Couceiros sich versammelten. Diese haben jetzt einen Einfall in Portugal ausgeführt und sollen bereits verlustreich zurückgeschlagen worden sein. Da der Telegraph sich aber in der Gewalt der republikanischen Regierung befindet, so stammen die Nachrichten aus einer parteiischen Quelle und muß man sie mit Vorsicht aufnehmen. Mit Sicherheit kann man nur sagen, daß an der portugiesisch-spanischen Grenze verschiedene Zusammenstöße stattgefunden haben. Außerdem kann man annehmen, daß die Republikaner Sieger geblieben sind; ob der Sieg aber so glänzend gewesen ist, wie die Telegramme zu melden wissen, das ist zweifelhaft. Zwei der Anführer der Monarchisten, Henrique Sepulveda und João de Almeida seien gefangen genommen; Paiva Couceiro selbst sei aber wieder einmal entkommen und habe sich hinter der spanischen Grenze in Sicherheit gebraut. Andere Telegramme sprechen wieder von dem Tode des Hauptführers. Es ist also ein vollständiges Durcheinander und nur soviel steht fest, daß der Friede in Portugal wieder gestört ist. Das Ländchen bedarf des Friedens; die Parteien kommen aber nicht zur Ruhe und bei den Bänden Paiva Couceiros gewinnt man den Eindruck, daß es sich bei diesen Leuten nicht so sehr um politische Ideale als um Abenteuerlust handelt. Die Anti-Revolution ist nicht populär, aber auch die Regierung ist nicht populär; das Volk steht auf keiner Seite, aber es ist doch der leidtragende Teil, denn es muß die streitenden Parteien ernähren. Ob da schließlich die alte Prophezeiung sich nicht bewahrheitet und nicht eine fremde Macht den Frieden gebieten wird!

Oesterreichs wirtschaftliches Erwachen.

Erst vor einigen Wochen haben wir anlässlich des Besuches des österreichischen Großindustriellen Herrn v. Medinger in einer Notiz auf die Wichtigkeit der brasilianischen Märkte für die österreichische Exportindustrie hingewiesen und unserer Genugtuung darüber Ausdruck verliehen, daß man in der Donaumonarchie beginnt, sich für Südamerika

zu interessieren und Anstalten trifft, sich mehr als bisher an dem kommerziellen Wettbewerb im besonderen und dem wirtschaftlichen im allgemeinen auf diesem zukunftsreichen Kontinent zu beteiligen, der der Expansion in jeder Form die unbegrenztesten Möglichkeiten bietet und dem Unternehmungsgeiste ein großes und reiches Feld der Betätigung eröffnet. Wenn wir auf den Gegenstand wieder in einem längeren Artikel zurückkommen, so geschieht es einerseits, um den österreichischen, uns äußerst sympathisch berührenden Bestrebungen als eine Art Wegweiser zu dienen, andererseits, um diese Bestrebungen ins rechte Licht zu rücken und den Pionieren, welche bisher in uneigennütziger Weise für sie gewirkt haben, unsere Anerkennung zu zollen.

Man beschäftigt sich in Oesterreich mehr mit Südamerika, als es die gelegentlichen Berichte über Expertenbefunde und Reisen maßgebender Persönlichkeiten ahnen lassen. Erfreulich ist dabei, daß die österreichischen Behörden die private Initiative in verständiger Weise nach Möglichkeit anspornen und fördern, und von dieser mit vereinten Kräften ins Werk gesetzten Aktion lassen sich gute Resultate erhoffen, vorausgesetzt, daß man nicht auf halbem Wege stehen bleibt und unentwegt das gesteckte Ziel verfolgt. Man darf sich durch Schwierigkeiten und Mißerfolge nicht entmutigen lassen. Bei der Anbahnung neuer Handelsverbindungen hat man bei der herrschenden großen Konkurrenz anfänglich mit vielen Widerwärtigkeiten und eingebürgerten Vorurteilen zu kämpfen, die aber mit Ausdauer und Beharrlichkeit überwunden werden. Hat eine Offerte keinen Erfolg und bleibt auch eine zweite unbeachtet, so scheue man nicht die Mühe, eine dritte und vierte zu machen. Vor allen Dingen aber studiere man fleißig die Bedürfnisse der Konsumenten, man passe sich ihrem Geschmack und ihren besonderen Wünschen an. Wenn man ins Geschäft gekommen ist, so bediene man die Kundschaft kulant und reell und vermeide sorgsam jedes Schneiden bei der Berechnung der kleinen unkontrollierbaren Spesen. Wenn der Kunde auch solche Schnitte übersieht, so wird er von der Konkurrenz doch früh genug auf sie aufmerksam gemacht und schon häufig ist durch an und für sich ziemlich belanglose Uebersetzung der Unkosten das Fortbestehen einer wertvollen Verbindung in Frage gestellt worden. Am Export nach Südamerika sollten sich nur wirklich leistungsfähige und kapitalkräftige erstklassige Firmen beteiligen, denn es werden im allgemeinen langfristige Kredite verlangt und wer solche nicht gewähren kann, lasse lieber die Finger vom südamerikanischen Geschäft. Mit nicht über allem Zweifel erhabenen Häusern trete man nicht in direkte Verbindung, sondern bediene sich der Vermittlung von Kommissionären und Agenten, die es an jedem südamerikanischen Platze gibt. Das Geschäft durch Vermittlung von Zwischenpersonen ist auch schon deshalb vorzuziehen, weil die Agenten sich über die Bonität der Abnehmer auf dem Laufenden halten und über die manchmal sehr komplizierten Zollvorschriften unterrichtet sind bzw. Winke geben können, wie man die Waren den Vorschriften anpaßt, um sie konkurrenz- und absatzfähig zu machen. In der Hauptsache wickelt sich jetzt das Geschäft mit Südamerika gegen Akzept unter Behändigung der Verschiffungspapiere ab, indes zieht man unter allen Umständen die Gewährung offener Kredite vor und wo solche angebracht erscheint, darf man nicht zu ängstlich und zu zugeknöpft sein. Immer muß man sich bemühen, die Interessen des Abnehmers zu wahren wie seine eigenen. Das gilt insbesondere

in Bezug auf die Wahl des Transportweges, die gewöhnlich dem Verschiffer überlassen wird. Von Rücksichten auf die nationale Flagge darf man sich da nicht leiten lassen, wenn man unter fremder Flagge günstiger verladen kann, indes wird man bei der Austro-Americana, die ihre Vermittlerrolle im österreichisch-südamerikanischen Verkehr vom geschäftlichen wie nationalen Standpunkte richtig auffaßt, stets die niedrigsten Raten durchsetzen können. Die hier aufgeführten Regeln sind von der Erfahrung diktiert und wer sie befolgt, wird sich manche Enttäuschung ersparen.

Zu diesem Artikel erhielten wir insonderheit die Anregung durch den Empfang einer Druckschrift, in welcher ein „Die Verkehrsentwicklung Südamerikas“ betitelter Vortrag wiedergegeben ist, den Hr. Direktor Leopold Perutz am 30. Januar im Klub Oesterreichischer Eisenbahnbeamter in Wien gehalten hat. Herr Perutz gilt in seinem Vaterlande im Eisenbahnwesen als hervorragende Autorität und sein Vortrag beweist, daß sein Ruf wohlbegründet ist, denn er hat sein Thema mit überraschender Sachkenntnis, wie sie sich nur der tüchtige Fachmann in der kurzen Zeit, welche Herrn Perutz zu seinen Studien zur Verfügung stand, aneignen kann, und seltener Urteilsfähigkeit behandelt. Er ging aus von einer kurzen Betrachtung über die zwei großen Kommunikationswege, welche der österreichischen Produktion für den Ueberseeverkehr zur Verfügung stehen: Elbe-Hamburg und der über Triest. Nach seinen Angaben wurden auf ersterem Wege im Jahre 1910 aus Oesterreich 2.500.000 Tonnen Güter (davon 1.650.000 Tonnen Kohle) ausgeführt und 710.000 Tonnen in Oesterreich eingeführt. Das Quantum der Ausfuhr über Triest bezifferte sich im gleichen Jahre auf nur 871.000 Tonnen, das der Einfuhr auf 1.894.000 Tonnen (davon 843.000 Tonnen Kohle). Der österreichische Ausfuhrhandel hat somit sehr stark nach Hamburg gravitiert und aus den Zahlen ergibt sich ohne weiteres die Bedeutung der Vermittlerrolle, welche Hamburg im Ueberseeverkehr Oesterreichs einnimmt. Herr Perutz fügt wörtlich hinzu: „Die Elbe bildet das Verkehrsrückgrat Nordösterreichs, namentlich Böhmens. Die böhmische Agrikultur, Forstwirtschaft, die Braunkohle, die Industrie und der Handel könnten dieser Wasserstraße ebenso wenig entraten, wie der blühende Handel Hamburgs, dieses größten kontinentalen Emporiums, die bedeutende österreichische Warenbewegung nur schwer missen würde. Hamburgs Wirkungsgebiet bei uns, wahrscheinlich auch jenes der belgisch-holländischen Häfen via Donau-Rhein, müßte sich in dem Falle noch vergrößern, falls kriegerische Verwicklungen im Adriameere die Sicherheit des Seeweges gefährden würden. Ein großer Teil des Reichtums und Glanzes der alten Hansastadt und ihrer großen Schifffahrtsgesellschaften ist fraglos dem österreichischen Verkehrsquotienten an Waren und Auswanderern zuzuschreiben. . . Unter den Ueberseerelationen Hamburgs nimmt Argentinien die fünfte, Brasilien die sechste und Chile die siebente Stelle ein. Ein großer Teil des deutsch-südamerikanischen Verkehrs wickelt sich übrigens über Antwerpen, Amsterdam und Bremen ab.“

Herr Perutz führt fortfahrend weiter aus:

„Ueber die Bedeutung des Triester Hafens brauche ich wohl nicht viele Worte zu verlieren. Derselbe ist für die gesamt-österreichische Produktion von allergrößter Zweckmäßigkeit und Wichtigkeit, auch für unseren industriereichen Norden, da die Elbeschifffahrt im Winter ruht und überdies des öfteren durch diverse Störungen auf kürzere und längere Perioden der Benutzung entzogen zu

werden pflegt. Triest bildet eine der vitalsten und flagrantesten Voraussetzungen für die Unabhängigkeit unseres transozeanischen Verkehrs und ermöglicht das Vordringen unserer nationalen Flagge und Ausbreitung unserer Handelstätigkeit in die fernsten Gestade. Es erscheint daher wünschenswert, daß unsere Regierung, die namentlich in den letzten Dezennien durch sukzessiven Ausbau der Hafenanlagen, Magazine und Eisenbahnen, Differenzialzölle, Schiffbau- und Schifffahrtssubventionen sowie sonstige Maßnahmen zweifelsohne Nützlichesschuf, in dieser noch lange nicht abgeschlossenen, für unsere Volkswirtschaft hochbedeutsamen Aktion nicht innehalte.“

Die Bedeutung der Schifffahrtsgesellschaft Austro-Americana, die die österreichische Regierung in ihren Bestrebungen, den überseeischen Verkehr des Landes möglichst über Triest zu leiten und ihn von fremder Vermittlung unabhängig zu machen, sehr energisch und erfolgreich sekundiert, wird von Herrn Perutz durch folgende Angaben illustriert:

„Die Austro-Americana unternahm 1910 12 Reisen in der Ausfahrt und 143 zurück; sie beförderte 875.000 Tonnen Güter und 68.000 Passagiere mit einem Gesamtmeilendurchschnitt von 1.545.000. Die vorstehenden Zahlen zeigen gleichzeitig den lebhaften Anteil der Gesellschaft am Mittelmeerverkehr überhaupt; so z. B. betrug der spanische Baumwollbezugs Vereinigte Staaten-Barcelona in der letzten Saison 230.000 Ballen, davon beförderte die Austro-Americana 132.000, also nahezu 60 Prozent.“

„Der regelmäßige Schifffahrtsdienst mit Schnelldampfern zwischen Triest und Südamerika wurde 1907 begonnen. In diesem Jahre beförderte die Austro-Americana in der Ausfuhr dahin 8500 Tonnen; der Verkehr stieg 1910 auf 27.000 Tonnen und erreichte im Vorjahre 51.000 Tonnen. Er hat sich seit fünf Jahren versechsfacht.“

Diese Daten demonstrieren, wie wertvoll die Mitwirkung der Austro-Americana an der Erstrebung der Emanzipation des österreichischen Außenhandels ist. Wenn sich diese Emanzipation nur langsam vollzieht, so trägt daran die Schwerfälligkeit, um nicht zu sagen Unbeholfenheit des österreichischen Exporthandels die Hauptschuld. Man ist nicht unternehmungslustig genug und wagt sich nicht aus der Behäbigkeit der vier Pfähle und alter liebgewordener Gewohnheiten heraus, und doch liegt auch die Zukunft des industriellen Oesterreichs nicht minder auf dem Wasser wie die Deutschlands. Was speziell Südamerika betrifft, so können wir den österreichischen Industriellen und Exportkaufleuten nicht warm genug den Mahnruf ans Herz legen, den Herr Perutz in die folgenden Worte kleidet:

„Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß die für uns so überaus wichtige Ausfuhr nach Südamerika auch für die Folge im gleichen Tempo wachse und zunehme, denn die südamerikanischen Staaten sind ein im wahren Sinne des Wortes unermessliches, von verschiedenen unserer Produktionszweige bisher nur kleinen Teiles oder gar nicht exploitiertes Absatzgebiet. In der denkwürdigen Epoche der Landentdeckungen kam anfangs des 16. Jahrhunderts die Reihe an Südamerika. Die spanischen und portugiesischen Conquistadores trieben Raubbau und preßten während dreier Jahrhunderte aus diesen Ländern heraus, was eben herauszupressen war. Es brauchten daher die südamerikanischen Republiken auch nach ihrer Unabhängigkeitserklärung, welche vor einem Säkulum erfolgte, viele Jahrzehnte, um sich wirtschaftlich zu stärken. Blutige Kriege, auswärts und im Innern, hinderten jedoch den Gesundungsprozeß. Der riesige Aufschwung von

Südamerika datiert somit erst aus der allerletzten Zeit. Wir sind sozusagen Augenzeugen davon, wie die Südamerikaner mit Eilzugstempo vorwärtstürmen, um auf Basis des von der gütigen Natur verschwenderisch gebotenen reichen Natursegens und vom Geiste des Fortschritts getragener Gesetzgebung den Standard des bereits erreichten politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Developpements immer mehr zu befestigen und hoch zu bringen. Die Entwicklung der Volks-, Mittel-, Fach- und Hochschulen, der sanitären und Rechtspflege, der Verkehrswege, der Agrikultur und Viehwirtschaft, des Handels und der bodenständigen Industrie ist eine phänomenale und ihresgleichen suchende.

„Mit Hinblick auf den Umstand, daß sich nationale Industrie dort vorerst nur in beschränktem Maße entwickeln kann, resultiert weiter mit derselben mathematischen Gewißheit, daß die europäischen Industriestaaten und Nordamerika ihren so bedeutenden Export dahin noch in überaus umfangreicher Weise ausdehnen werden. Argentinien, Brasilien usw. erreichen heute schon als konsumkräftiges Absatzgebiet für eine ganze Reihe von Industrieerzeugnissen den Rekord und es wäre sicherlich erstrebenswert, daß jener Teil der österreichischen Industrie, der sich bisher an dem Export nach Südamerika nicht betätigte, endlich aus seinem Dornröschenschlafe erwache und an der Ausfuhr dahin energisch Anteil nehme.

„Oesterreich-Ungarns Anteil am südamerikanischen Handel ist absolut wie relativ ein höchst unbedeutender (mit einziger Ausnahme des Kaffeeimports aus Brasilien), denn unsere Monarchie beförderte 1910 Waren nach

Argentinien im Werte von	K. 18.000.000
Brasilien „ „ „	„ 12.000.000
Uruguay „ „ „	„ 4.000.000
Chile „ „ „	„ 3.000.000

Zusammen K. 37.000.000

— und wenn man die durch Vermittelung ausländische Exporteure über außerösterreichische Häfen verschifften Güter hinzufügt, zirka K. 55.000.000, und bezog aus diesen Ländern, und zwar:

Argentinien Waren im Werte von	K. 10.000.000
Brasilien „ „ „ „	„ 59.000.000
Uruguay „ „ „ „	„ 2.000.000
Chile „ „ „ „	„ 17.000.000

Zusammen K. 88.000.000

„Der prozentuale Anteil Oesterreich-Ungarns am Gesamthandel der genannten Länder partizipiert mit einer Durchschnittsquote von 1½ Prozent. Noch auffälliger wird aber unser Rückstand, wenn wir einige Details überprüfen. Es liegt z. B. die argentinische Handelsstatistik für die ersten neun Monate 1911 vor. In dieser Zeitperiode betrug die Wareneinfuhr Argentinienus Fres. 1.382.000.000, daran partizipierten:

England mit	Fres. 420.000.000
Deutschland „	„ 260.000.000
Verein. Staaten „	„ 183.000.000
Italien „	„ 100.000.000
Belgien „	„ 60.000.000
Spanien „	„ 43.000.000
Oesterr.-Ungarn „	„ 18.000.000

Es exportierte daher, wenn wir England und Nordamerika hors concours stellen, Deutschland 14 mal, Italien 6 mal und Spanien 2 1/2 mal soviel nach Argentinien wie unsere Monarchie.

„Der Rückstand unserer Ausfuhr nach Argentinien, und die gleiche Erscheinung gilt auch für Brasilien usw., ist verschiedenen Ursachen, namentlich auch der unbegründeten Zurückhaltung eines Teiles unserer Großindustrie diesem Gebiete gegenüber zuzuschreiben, denn mit der italienischen und spanischen könnte sich unsere Industrie wohl messen. Ob die deutsche Exportindustrie 14 mal bedeutender ist, als die unsrige, mag auch bezweifelt werden. Den hervorragendsten Platz innerhalb unserer gegenwärtigen Ausfuhrstatistik nehmen nebst Wiener Operetten und Repräsentantinnen der Demimonde, deren Werte jedoch in den mitgeteilten Zahlen nicht eingeschlossen erscheinen, die Erzeugnisse unserer bodenständigen landwirtschaftlichen Industrie ein, so zum Beispiel für die La Plata-Länder Zucker, ferner Malz, Hülsenfrüchte, Holz und Holzwaren, Zellulose, Konserven, Mineralwasser, Wein, Liköre, Insektenpulver usw. Es tritt somit die Wichtigkeit dieser Märkte für unsere Bodenvirtschaft um so plastischer hervor, als unser Export in diesen Waren noch wesentlich gehoben werden könnte. Unsere agrarischen Kreise werden deshalb gut daran tun, sich von den hohlen Schlagwörtern des Tages, z. B. Prohibition der argentinischen Fleischeinfuhr, zu emanzipieren und sich vor Augen zu halten, daß, wenn wir für uns günstige Handelsverträge erreichen wollen, wir unseren südamerikanischen Freunden auch etwas bieten müssen.“ —

Wir können das von Herrn Perutz Gesagte nur im vollen Umfange bestätigen und nicht dringend genug raten, seinen Anregungen zu folgen. U. a. hält er auch zur Förderung des österreichischen eines Importhauses und Bankinstituts für nützlich, Handelsverkehrs mit Südamerika die Gründung und ersprießlich für die Leitung des südamerikanischen Fremdenstromes nach Oesterreich, deren Nützlichkeit wohl außer Diskussion steht, die Errichtung einer ständigen Institution in Buenos Aires und Rio de Janeiro.

Ein gutes Mittel zum Bekanntwerden und zur Einführung der Erzeugnisse eines Landes sind auch permanente Ausstellungen auf den größeren Absatzmärkten, deren Veranstaltungskosten man nicht scheuen sollte, denn sie bringen tausendfältig Frucht, und in dieser Hinsicht ist die vor kurzer Zeit erfolgte Gründung der „Casa Importadora Austro-Hungara“, welche sich auf Grund eines ständigen Museumsmuseums mit dem ausschließlichen Importe österreichisch-ungarischer Industrieerzeugnisse befaßt, nur zu begrüßen. Dadurch ist den Industriellen die Gelegenheit geboten, ihre Waren einzuführen sowie auch Informationen über die Absatzfähigkeit, Zoll- und Expeditionsvorschriften einzuholen. Freilich noch mehr wird man erreichen, wenn man selbst sich an Ort und Stelle zu informieren sucht und so offenen Blickes die Verhältnisse erschaut, wie sie Herr Perutz erschaut hat. Dazu gehört freilich, daß der handelspolitische Horizont des Durchschnittsösterreicher, der allzu sehr von den Wolken des Nationalitätenhaders und unfruchtbaren Parteigezänks verdeckt ist, bedeutend erweitert und die Kleinkrämerwirtschaft von einer großzügigen Weltwirtschaft abgelöst wird, die allerdings für slawische oder magyrische Sonderinteressen keinen Raum läßt.

Notizen.

São Paulo.

Eine neue Haussesaison. Als solche darf man wohl die am 1. d. M. eröffnete neue Kaffee-Exportsaison angesichts der kleinen Produktion des laufenden Jahres und der bedeutend zusammengeschnittenen sichtbaren Weltvorräte bezeichnen. Die Pflanzer sind mit von optimistischen Erwartungen geschwellten Segeln in die neue Kampagne gesteuert und sie werden voraussichtlich, da sie über reichliche Mittel bzw. einen fast unbegrenzten Kredit verfügen, noch zurückhaltender im Abschlusse von Verkäufen sein als im verflossenen Erntejahr. Ganz so optimistisch wie die Produzenten sind wir freilich nicht, indes sehen auch wir eine weitere Hausse voraus, um welche aber unseres Erachtens ein sehr heißer Kampf zwischen Angebot und Nachfrage entbrennen wird.

In der Halbmonatsschrift „Pela Lavoura“, die kürzlich zu erscheinen begonnen hat und sich ausschließlich der Vertretung und Verteidigung der Interessen der Landwirtschaft widmet, beschäftigt sich der Ueberagrarier und bekannte Publizist Jorge de Mello, der als einer der hervorragenden geistigen Führer der Pflanzerklasse angesprochen werden kann, und auf dessen Urteil viele seiner Berufsgenossen schwören, mit der Situation in einem „A alta do café“ überschriebenen Artikel, der Beachtung verdient und den wir deshalb hier in Uebersetzung wiedergeben.

Herr Jorge de Mello schreibt:

„Das Jahr 1912-1913 wird unzweifelhaft ein Haussejahr werden. Am 30. Juni 1907 bezifferten sich die Welt-Kaffeelvorräte auf 16.339.954 Sack. Im folgenden Jahre — 1908 — verminderte sich diese Ziffer auf 14.126.000 und im Jahre 1909 auf 12.855.000 Sack. Am 30. Juni d. J., mit welchem Datum die Saison 1911-1912 schließt, werden die Vorräte auf rund 7.000.000 Sack zusammengeschnitten sein. In dieser Ziffer sind natürlich nicht die Valorisationskaffees eingeschlossen, deren Eigener der Staat São Paulo ist. Diese Kaffees figurieren wohl als Bestandteil der sichtbaren Vorräte in den Statistiken, man kann und darf sie jedoch nicht als verfügbar bezeichnen.

Hieraus ergibt sich als unanfechtbares Fazit, daß am 30. Juni 1913, dem Datum, mit welchem das Erntejahr abschließt, die verfügbaren Weltvorräte sich zwischen 1.600.000 und 3.600.000 Sack, im Mittel auf 2.500.000 Sack belaufen werden. Es verdient erwähnt zu werden, daß der Rekordernte von 1907, welche einen Ertrag von über 15 Millionen Sack ergab, im Jahre 1910 eine große Ernte mit einem Ergebnis von 12.285.224 Sack gefolgt ist. Alle Ernteschätzungen wurden in den letzten fünf Jahren übertroffen. Trotzdem verminderten sich die Weltvorräte seit dem Jahre 1907 ständig von . . . 16.339.954 Sack auf rund 7.000.000 Sack am 30. Juni dieses Jahres unter Ausschluß der Valorisationskaffees, die sicherlich am 30. Juni 1913 auf ein Quantum von 2.500.000 Sack reduziert sein werden. Wir wollen das Gesagte mit statistischen Daten bekräftigen.

Der Ertrag des laufenden Erntejahres im Hinterlande von Santos, einschließlich der Produktion von Südminas und Paraná, ist auf 8.000.000 Sack veranschlagt worden, was der Wirklichkeit mehr oder weniger entsprechen wird. Das Hinterland von Rio wird 2.500.000 produzieren und zur Ausfuhr über Victoria und Bahia dürften 400.000 Sack verfüg-

bar sein. Die übrigen kaffeeproduzierenden Länder dürften höchstens 2.500.000 Sack liefern. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird das Valorisationskomitee im April k. J. 1.200.000 Sack Kaffee zum Verkauf bringen. Es ergibt sich somit als Basis für unsere Berechnung folgendes:

Produktion von São Paulo, Südminas und Paraná 8.000.000 Sack, von Rio und Minas 2.500.000 Sack, von Bahia und Victoria 400.000 Sack, der Konkurrenzländer 2.500.000 Sack, Kaffee des Valorisationskomitees 1.200.000 Sack, Weltvorräte am 30. Juni 1912 7.000.000 Sack; zusammen 21.600.000 Sack.

Da für den Verbrauch 18 bis 20 Millionen Sack erforderlich sind, so wird die Saison 1912-1913 mit einem Lagerbestand von 1.600.000 bis 3.600.000 Sack, im Mittel mit 2.500.000 Sack abschließen, ausschließlich der Valorisationskaffees, welche dann auf 2.900.000 Sack zusammengeschnitten sein werden.

Von vielen Seiten wird Einspruch gegen unser Kalkül und unsere Schlußfolgerungen erhoben werden, das ist aber belanglos. Man hat in den letzten Jahren immer versucht, die Tatsachen auf den Kopf zu stellen und aus der Entstellung Kapital zu schlagen, sei es zur Förderung persönlicher Interessen oder zur Begründung von Baissemanövern. Erfolg hat man jedoch damit nicht gehabt. Die Markttendenz konnte trotz aller Anstrengungen nicht geschwächt werden, sie hat sich im Gegenteil in bewundernswerter Weise befestigt.

Von 1892 bis 1893 machte sich die erste große Kaffeehausse bemerkbar. Sie erreichte 1894 ihren Kuhninationspunkt. Jetzt, nach Verlauf von zwanzig Jahren, wiederholt sich das Phänomen. Es ist bekannt, daß wirtschaftliche Krisen periodisch sind und in bestimmten Zeitabständen wiederkehren. Die Kaffeekrise hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Sie mußte notwendigerweise Verheerungen anrichten, aber eine Reaktion mußte mit derselben mathematischen Sicherheit eintreten, und auf die niedergehende mußte eine Hochkonjunktur zur Wiederherstellung des wirtschaftlichen Gleichgewichtes folgen.

Wir können den Pflanzern nur raten, weder ihre Erntearbeiten zu beschleunigen, noch sich mit Kaffeeverladungen zu übereilen. Die Situation ist die denkbar günstigste und sie tritt klar zutage. Die gegenwärtigen Preise sind zweifellos gut, aber im nächsten Jahre werden sie noch viel besser sein. São Paulo ist im Kaffeegeschäft der Hauptfaktor. Wir können den Gang des Apparates ganz nach unserem Willen regeln. Freilich haben wir auch mit den gegnerischen Interessen zu rechnen, denen wir erbarmungslos geopfert werden sollten. Unbekümmert um jene Interessen müssen wir unseren Weg verfolgen und aus der Lage den größtmöglichen Vorteil ziehen, um die Verluste wieder einzubringen, welche uns die Krise gebracht hat. Wir wiederholen, daß die Saison 1912-1913 eine Haussesaison werden wird und bitten die Pflanzer, sich danach zu richten.“

Neues sagt uns Herr Jorge de Mello in seinen Ausführungen nicht. Schon vor Monaten haben wir in einem längeren Artikel eine neue Kaffeehausse in Aussicht gestellt, eine Hausse, die einfach in dem unumstößlichen ökonomischen Gesetz des Angebots und der Nachfrage begründet ist und zu deren Voraussage keine besondere Weisheit gehört, wenn man die statistischen Daten vergleicht und aus dem Vergleich die Konsequenzen zieht. Die von Herrn Mello angeführten Zahlen stimmen bis auf die Angaben über den Konsum. Fraglos

haben die hohen Preise einschränkend auf den Verbrauch gewirkt und den Absatz von Surrogaten gefördert. Jede weitere Preissteigerung muß eine Verminderung des Konsums im Gefolge haben und daher scheinen uns 18 Millionen Sack das Maximum der Aufnahmefähigkeit der Konsummärkte im laufenden Erntejahre darzustellen. Der Faktor der Verbrauchsverminderung wird von den Baissiers mehr wie einmal ausgespielt und dadurch verhindert werden, daß die üppig, allzu üppig aufgeschossenen Bäume der Pflanze bis in den Himmel wachsen. Man sollte im übrigen auch bedenken, daß die Hausse die Konkurrenzländer zur Produktionsvergrößerung anspornt und schließlich die Klasse der Nimmersatten, die ein sehr gewichtiges Kontingent zur Masse der Agrarier stellt, Oberwasser bekommt und eine Aufhebung des Pflanzungsverbotes herbeiführt. So ganz ohne Wolken, wie Herr Mello meint, ist demnach der Pflanzershorizont doch nicht.

Von Interesse sind die von zwei fremden Kaffeebörsen bekanntgegebenen Daten über die in die neue Saison übernommenen Weltvorräte. Die Börse von Havre veranschlagt die Vorräte auf den europäischen Kaffeemärkten per Ende Juni auf 6.311.000 Sack. Die Börse von Rotterdam schätzt sie auf 6.291.000 Sack. Von ihr werden die Vorräte in den Vereinigten Staaten auf 2.189.000 Sack veranschlagt, die Stocks in den brasilianischen Ausfuhrhäfen auf 1.900.000 Sack und das Quantum der nach Europa und den Vereinigten Staaten schwimmenden Kaffees auf 552.000 Sack berechnet, was einen Bestand an sichtbaren Weltvorräten von 10.965.000 Sack ergibt. Der Verbrauch in Deutschland, Frankreich, Oesterreich-Ungarn, England und der Schweiz im Zeitraum vom 1. Januar bis 31. Mai d. J. wird von der Rotterdamer Börse mit 2.551.000 Sack und der der Vereinigten Staaten für die erste Hälfte des laufenden Jahres mit 2.987.000 Sack angegeben. S. E. et O. Die Daten stimmen mehr oder weniger mit den von Herrn Mello ermittelten überein.

Enteignungsgesetz. Die vielen Enteignungen, welche die Stadtverschönerung notwendig erheischt, haben unsere Staatsmänner daran erinnert, daß wir kein der gegenwärtigen Zeit entsprechendes Enteignungsgesetz besitzen. Das Enteignungsgesetz, nach dem hier noch verfahren wird, stammt aus dem Jahre 1836 und es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß es den Bedürfnissen der heutigen Zeit absolut nicht mehr entspricht. Damals, als das Gesetz entstand, gab es noch keine Eisenbahn in Brasilien, keinen Telegraphen, keine Kanalisation und — keine Stadtverschönerung. Man hatte von der Enteignung zum allgemeinen Nutzen einen ganz anderen Begriff; das ganze Leben war von dem heutigen verschieden, fast kolonial, und heute sind wir Großstädter. Die Zeiten sind andere geworden und deshalb müssen auch die Gesetze, wenn sie den Bedürfnissen der modernen Zeit entsprechen sollen, anders werden. Unsere Staatsmänner haben über diese Frage reiflich nachgedacht und sind dabei zu dem Entschlusse gekommen, daß die beste Lösung der keineswegs einfachen Frage wohl die wäre, das Bundes-Enteignungsgesetz anzunehmen. Als Rio de Janeiro umgebaut wurde, mußten viel Enteignungen vorgenommen werden und deshalb wurde das alte Gesetz von der Bundesregierung durch ein neues ersetzt. Jetzt ist São Paulo in derselben Lage, in der sich die Union damals befand, und so ist es wohl das natürlichste, daß das Bundesgesetz verwertet wird, was um so leichter geschehen kann, als dieses Gesetz wirklich gut genannt werden darf. Damals, als das erwähnte Bu-

desgesetz zustande kam, war Herr Rodrigues Alves Bundespräsident; jetzt ist er Staatspräsident von São Paulo, und das ist ein Grund mehr, dieses Gesetz hier einzuführen. Damit wären die Enteignungen bedeutend erleichtert und dem Staate wäre ein rechtliches Mittel in die Hand gegeben, sich vor Uebervorteilungen zu schützen.

„Sideria“. Seit zwei Tagen hält sich der Dichter des Textes der brasilianischen Oper „Sideria“, Herr Jayme Ballão, in unserer Stadt auf, und hängt jedenfalls dieser Besuch mit dem Plane zusammen, die Oper, die in Curityba einen großen Anklang gefunden hat, auch unserem Publikum vorzuführen. Der Text der Oper „Sideria“ ist von Herrn Jayme Ballão gedichtet, die Musik stammt von dem Deutschbrasilianer Herrn Augusto Stresser und ist von Herrn Leo Kefler, den unser Publikum schon als Operettendirigent kennen gelernt hat, orchestriert. Hoffentlich gelingt es Herrn Jayme Ballão, einen hiesigen Impresario für seinen Plan zu gewinnen, denn es handelt sich hier um eine brasilianische Oper, die, auch wenn sie kein großes Kunstwerk sein sollte, ein Recht auf unseren Bühnen hat.

Habeas Corpus. Als die republikanische Constituante das Habeas Corpus einführte, da dachten die im „Caisino Fluminense“ versammelten Väter des Vaterlandes jedenfalls nicht daran, daß dieses liberale Rechtsmittel zu einem Mittel der Schikane werden könnte. Dieses ist aber eingetroffen. Jetzt wird für die sonderbarsten Heiligen und bei den sonderbarsten Anlässen Habeas Corpus beantragt und, wenn man gerade einen gut gelaunten Richter findet, auch bewilligt. Wir brauchen nur daran zu erinnern, daß ein hiesiger Advokat vor anderthalb Jahren, als die Polizei die Ansammlungen in den verkehrsreichsten Straßen verbot, zuerst bei dem Justiztribunal, dann bei dem Bundesrichter und schließlich bei dem Obersten Bundestribunal für die „in ihren Rechten geschädigten Bürger“ von São Paulo Habeas Corpus beantragte, um zu zeigen, wie diese Einrichtung mißbraucht wird. Jetzt haben verschiedene Autosbesitzer das staatliche Tribunal mit dem Habeas Corpus-Gesuch belästigt, das die Erlaubnis verlangt, überall halten zu dürfen. Den ersten Autogesellschaften, die die Mietsautos hier einführten, wurden gewisse Plätze zum Halten zugewiesen und die später gebildeten Gesellschaften wollen nun mit aller Gewalt auch auf denselben Plätzen halten und da die Verkehrspolizei ihnen dieses nicht gestattet, so haben sie sofort an das Habeas Corpus gedacht. Das Gesuch stützt sich auf zwei Paragraphen der Bundesverfassung. Der eine verkündet die bekannte Lehre, daß vor dem Gesetz alle Menschen gleich seien und der andere sagt wieder, daß alle, die eine Industrie oder einen Handel ausüben wollen, die gleichen Rechte haben. Wenn also nun die Autos der einen Gesellschaft auf dem kleinen Platz zwischen der Rua São Bento und der Rua do Commercio halten dürfen, dann soll auch den anderen Gesellschaften diese Erlaubnis nicht genommen werden. Das ist die Logik der Habeas Corpus-Lente und nach dem Wortlaut der Verfassung sind sie auch vollständig im Rechte, aber wir möchten doch wissen, wie denn die wunderschöne Theorie in die Praxis übersetzt werden soll. Auf dem Platz, um den es sich handelt, können unmöglich mehr Autos halten als bisher. Jetzt kann man schon manchmal den Platz nicht passieren, weil er von den Autos ganz besetzt ist; wie würde es erst aussehen, wenn die anderen Gesellschaften auch die Erlaubnis erhielten, dort die Haltestation zu machen! Dann müßten die Autos so gebaut werden, daß das eine auf das andere fahren und die Vehikel stockwerk-

weise halten können. Wäre es da nicht vernünftiger, mit einem anderen Platz für lieb zu nehmen, der schließlich auch nicht schlechter ist als der, um den sich der Kampf dreht?

Universität. Nach den São João-Ferien wurden die Klassen der freien Universität mit 708 Studenten eröffnet. Diese freie Hochschule, die, wie bekannt, erst seit einigen Monaten besteht, befindet sich in der besten Prosperität. Auf eine so große Studentenzahl haben auch die größten Optimisten nicht gerechnet.

Bstrafte Geschworene. Der Kriminalrichter Herr Dr. Vicente de Carvalho, der im vorigen Monat dem Schwurgericht präsierte, hat verschiedenen säumigen Geschworenen recht empfindliche Geldstrafen zudiktiert. Die Gesamtsumme dieser Strafgeelder erreicht 25:000\$000.

Neuer Dampfer. Morgen, Mittwoch, wird der neue Dampfer der Royal Mail „Arlanza“ zum ersten mal in Santos erwartet. Die Agentur der genannten englischen Gesellschaft wird an Bord dieses neuen Prachtdampfers ein großes Frühstück geben. Für die uns übermittelte freundliche Einladung besten Dank.

Lloyd Brasileiro. Ueber die Sanierung unserer unglücklichen Küstenschiffahrts-Gesellschaft konferierte der Verkehrsminister mit dem Bundespräsidenten. Es ist so gut wie sicher, daß der derzeitige Lloydpräsident, Dr. José Carlos Rodrigues vom „Journal do Commercio“, in Europa versuchen wird, entweder eine Sanierungsanleihe aufzubringen, deren Gewährung der betreffenden Finanzgruppe einen maßgebenden Einfluß auf die Verwaltung des Unternehmens sicherte, oder aber, wenn dieser Versuch scheitert, den Lloyd zu verkaufen. Wir möchten wünschen, daß die Anleihe zustande kommt, denn wenn der Lloyd etwa an die Royal Mail verkauft würde, hätten die Deutschen ganz gewiß nichts zu lachen. Der mit der Anleihe verbundene Einfluß auf die Verwaltung genügt voraussichtlich auch, um das Unternehmen dauernd auf gesunder Bahn zu halten.

Bureaokratisches. Der Präfekt des neugebildeten Munizips Salto Grande do Paranapanema in unserm Staate hatte den Minister des Innern um Ueberlassung der Sammlungen von Gesetzen, Dekreten, Ministerialentscheidungen usw. für das Munizipalbureau gebeten. Der Minister erwiderte ihm, daß er sich dieserhalb an den Finanzminister zu wenden habe, da die zu diesem Ressort gehörige Nationaldruckerei die betreffenden Sammlungen vorrätig hält. Wäre es nicht viel einfacher und vernünftiger gewesen, wenn der Minister des Innern das Schreiben des Präfekten seinem Kollegen von den Finanzen zur weiteren Veranlassung zugeschrieben hätte, als dorthin gehörig? Aber das erlaubt der Geist des heiligen Bureaokratismus nicht. Auf jedem Ministerium kommen solche Fälle wöchentlich zu Dutzenden vor. Wieviel Arbeit könnte gespart, wieviel Zeitverlust und, sofern es sich um stempelpflichtige Eingaben handelt, Geldverlust könnte vermieden werden, wenn man sich zu diesem abgekürzten Verfahren entschlosse. Freilich fiel dann ein schöner Grund zur Beamtenvermehrung „wegen zunehmender Arbeitslast“ fort, und damit auch eine bequeme Möglichkeit zur Belohnung politischer Freunde.

Klagen der Gummisammler. Die offiziöse englische Presse veröffentlicht sensationelle Enthüllungen über die schreckliche Behandlung der farbigen Arbeiter in den peruanischen Gummiwäldern vonseiten der Aufseher. Der Gummi wird auf Rechnung einer englischen Gesellschaft gesammelt, die, wie es heißt, für die Grausamkeiten nicht verant-

wortlich gemacht werden kann, die von den Aufsehern ohne Wissen der Eigentümer verübt werden. Diese Schilderung veröffentlicht ein Herr Roger Casement, der vorgibt, Augenzeuge der größten Bestialität gewesen zu sein. Die meisten Arbeiter stammen nach seiner Aussage von der Insel Barbada und sind Neger. Welcher Nationalität die Aufseher angehören, wird nicht gesagt, aber es ist wohl anzunehmen, daß sie Peruaner sind. Die Neger werden, so erzählt Casement, in den peruanischen Wäldern noch härter mißhandelt als im Kongo. Für jedes kleine Vergehen werden sie mit dem Tode bestraft, und zwar durch Verbrennen. Die Weiber und Kinder werden gepeitscht und gekreuzigt (?). Wenn die Arbeiter vor den Mißhandlungen die Flucht ergreifen, dann wird von den Aufsehern auf sie Jagd gemacht und sie werden wie wilde Tiere niedergeschossen. — Diese Klagen haben schon dem nordamerikanischen Staatssekretär, Herrn Philander Knox, vorgelegen, und er hat die peruanische Regierung freundschaftlich gebeten, für die Abstellung dieser Greuel Sorge zu tragen. Die peruanische Regierung habe darauf auch eine Untersuchung eingeleitet. Diese habe Knox aber zu lange gedauert und er habe deshalb nochmals geschrieben, aber in einem energischen Tone, indem er erklärt habe, daß die nordamerikanische Regierung Peru selbst für die Schandtaten verantwortlich mache. Was darauf erfolgt ist, darüber schweigt die Information. — Es ist nicht das erste Mal, daß über die trostlose Lage der Gummisammler Klage geführt wird. Derartige Dinge sind aber noch nie berichtet worden, und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier eine Uebertreibung vorliegt. Denn man kann auch den wildesten Aufsehern nicht zutrauen, daß sie die farbigen Arbeiter mit Petroleum begießen und verbrennen lassen, oder daß sie Weiber und Kinder kreuzigen. — Man darf gespannt sein, welche Nachrichten diesem ersten Alarmruf folgen werden.

Automobilverkehr. Herr Francisco de Paula Penteadó, Industrieller in Piracicaba, läßt die Landstraße, die von Rebouços über Monte-mór nach der Fazenda „Boa Vista“, Eigentum des Herrn Henrique Valente, führt, in Stand setzen, um den Automobildienst für Passagier- und Frachtverkehr einführen zu können. Dieser Verkehrsdienst wird der Gegend sehr zugute kommen.

„Agencia Postal“. Unter diesem Namen ist hier in der Rua São Bento Nr. 21 ein Bureau errichtet worden, das sich mit der Abhebung der Postpakete (Colis Postaux) befaßt. Dieses Bureau — Neves u. Co. — besorgt das langwierige Geschäft der Postabfertigung gegen eine bescheidene Kommission und arbeitet für größere Häuser auch gegen monatliches Honorar. Da mit der Post die wenigsten etwas zu tun haben wollen, wird dieses Bureau bald eine ansehnliche Kundschaft besitzen.

Eispalast in S. Paulo. Vor einigen Tagen erschien im „Estado de S. Paulo“ eine Nachricht, welche den Bau eines Glaspalastes in S. Paulo besagte. Wir sind derselben nachgegangen und sind heute in der Lage erschöpfende Aufklärungen zu bieten. Herr Adam Engel, hier, Rua Anna Cintra 30, ist um die Concession eingekommen, sowohl hier wie auch in Rio einen Eispalast bauen zu dürfen. Dieselbe ist bereits von der Präfektur an die Stadtverordneten geleitet worden, sodaß die definitive Erledigung nur eine Frage von wenigen Tagen ist. Die Idee, in S. Paulo einen Eispalast zu erbauen, legt die Notwendigkeit nahe, etwas weiter auszuholen. Alle modernen Großstädte haben sich den Vorteilen der Eispaläste nicht verschließen können, und so finden wir in Paris, Berlin, Wien usw. diese Wahrzeichen modernsten Stiles. Auch Buenos

Aires hat dem Bedürfnisse des Publikums Rechnung getragen, und vor drei oder vier Jahren einen Eispalast erbaut. Dieselben sind großartige und, nebenbei gesagt, sich glänzend rentierende Unternehmungen deren Hauptzweck es ist, Schlittschuhläufern, Rollschuhfahrern u. s. w. Gelegenheit zu bieten, sich dem Sport zu widmen. Der Umstand, daß in den weiten Räumen sich eine angenehme kühle Temperatur beständig hält, hat gar viele Aerzte schon veranlaßt, ihren Patienten den Aufenthalt im Eispalaste anzuordnen. Ganz besonders aber wird die-wo die sommerliche Hitze hohe Grade erreicht, und so Praxis von Spezialisten für Lungenleiden geübt. Es ist leicht einzusehen, daß die Luft des Eispalastes besonders rein und keimfrei ist, da der große Gehalt an Feuchtigkeit und Kühle die Keime abtötet. Der Aufenthalt darin ist somit der Gesundheit Erkrankter ungemein förderlich. Hier in S. Paulo, das Bedürfnis nach kühlem schattigem Aufenthalte von alch gefühlt wird, kommt die Eröffnung eines Eispalastes tatsächlich den Wünschen vieler entgegen. — Wir sind in der Lage, unsern Lesern bereits Näheres über die Bauart des Eispalastes mitteilen zu können. Der ganze Bau ist als Kuppelbau mit herrlicher Fassade gedacht. Ebenerdig ist ein großer freier Raum, auf dem Wasser künstlich zum Gefrieren gebracht wird, sodaß man hier dem Eissport sogar in den Tropen huldigen wird können. Ein anderer Raum dient ähnlichem Vergnügen, dem Rollschuhsport. Die langen Flächen sind umgeben von 4 Billardzimmern, jedes mit 6 Billards ausgestattet. Ein Schopstlokal, ein Restaurant werden die Vorderfront einnehmen. An den Seiten befinden sich Schwimmbassins, an denen S. Paulo bis heute so empfindlichen Mangel leidet. Auf der einen Seite ist das Bassin für Herren auf der anderen jenes für Damen. Damit aber auch den Nichtschwimmern in der angenehmen kühlen Luft Badegelegenheit geboten ist, befinden sich daselbst noch eine große Anzahl von Zellenbädern. Den Abschluß des Raumes bildet ein großer Theatersaal. Im zweiten Stockwerke ist das Arrangement dasselbe wie unten. Nur die Flächen für Sportgelegenheit sind hier ein luftiger freier Raum, von welchem man den Sportproduktionen zusehen kann. Eigene Kinderspielzimmer bieten auch den Kleinen herrlichste Gelegenheit in bester Luft sich zu ergehen. — Wie aus diesem Wenigen ersichtlich, darf S. Paulo stolz sein, wenn es auch mit einem solchen Unternehmen seinen Ruf rechtfertigt eine durchaus moderne Großstadt nach jeder Richtung zu sein.

Gewinnung von Pflanzenfasern. Es ist ebenso bekannt, daß Brasilien einen großen Reichtum an industriell verwertbaren Faserpflanzen besitzt, wie es bekannt ist, daß zur Erschließung dieses Reichtums noch so gut wie nichts geschehen ist. Nicht einmal theoretisch ist man sich über alle Möglichkeiten im klaren, und das Landwirtschaftsministerium hat in dieser Richtung noch sehr wichtige Arbeit vor sich. Augenblicklich weilt in Rio ein französischer Techniker, Herr Devimense, der jahrelang für die Regierung seines Landes die Untersuchung der Faserpflanzen aus den Kolonien vorgenommen hat. Herr Devimense möchte die brasilianischen Faserpflanzen studieren. Außerdem will er eine Erfindung verwerten, die er gemacht hat, ein Verfahren zur Gewinnung der Ramiefaser vermittels chemischer Zerstörung der fleischigen Teile der Pflanze.

Schiedsverträge. Brasilien hält den Weltrekord in Schiedsgerichts-Verträgen. Das ist weiter kein Ruhmesartikel, denn diese Verträge haben, obwohl sie gut aussehen, doch in den meisten Fällen nur geringen realen Wert. Aber ebendeshalb

ist es auch ein harmloses Vergnügen, sie abzuschließen. Die neuesten Verträge wurden mit Uruguay, Griechenland, Paraguay und Italien vereinbart.

Neuer Kardinal. Einer Privatnaehrricht zufolge wird der Erzbischof von São Paulo, Dom Duarte Leopoldo e Silva, der jetzt in Europa weilt den Kardinalshut erhalten und nach dem Erzbistum Rio de Janeiro versetzt worden. Der jetzige Kardinal-erzbischof der Bundeshauptstadt, Dom Joaquim Arcoverde de Albuquerque Cavaleante, wird als Kuri-Kardinal nach Rom gehen. Das Erzbistum von São Paulo wird der jetzige Bischof von Campinas, Dom João Nery, erhalten und an seine Stelle wird der bisherige Pfarrer der Sta. Ephigenia-Kirche, Dr. João Evangelista Pereira Barros, als Bischof nach Campinas gehen.

Neue Bondlinie. Noch vor dem 15. d. M. wird die Light and Power ihre neue Linie nach Villa Prudente dem Verkehr übergeben. Der Villa Prudente-Bond wird vom Largo do Thesouro abfahren und bis Ipiranga das Geleise dieser Linie benutzen. Bei der Station der São Paulo Railway in der genannten Vorstadt wird aber der neue Bond die Eisenbahngleise kreuzen. Die Haltestelle in Villa Prudente ist der Hauptplatz.

Ein Sittenbild. Eine hiesige Abendzeitung hat seit einigen Tagen gegen die Prostitution eine Kampagne eröffnet, die hauptsächlich dahin geht, die Polizei zu einem noch schneidigeren Vorgehen gegen die Kaffen zu veranlassen und von ihr eventuell auch ein Verbot der Bordelle zu erwirken, was aber schon deshalb nicht möglich ist, weil ein solches Verbot nicht in der Macht der Polizei steht. Diese Zeitung hat folgenden, wirklich charakteristischen Brief bekommen: „Herr Redakteur! Als Familienvater danke ich Ihnen für den Dienst, den Sie unserer Stadt leisten, indem Sie auf den Zerfall der Sitten, der täglich schlimmer wird, aufmerksam machen. Die gestrigen Betrachtungen über die Krankheiten sind ein Ausdruck der Wahrheit. Ich habe einen Jungen, der schon seit Jahren in der Kur ist und das infolge der beklagenswerten Situation, in der sich hier die gesundheitliche Kontrolle befindet. Der arme Junge, Opfer seiner Unerfahrenheit, denn er zählt erst achtzehn Jahre (und seit zwei Jahren ist er in der Kur! Die Red.), hat schon zweimal den schrecklichen venerischen Krankheiten seinen Tribut gezahlt, und diesmal ist die Krankheit so ernst, daß ich große Opfer bringen muß, denn ich mußte ihn ins Bad schicken, und leider resultatlos. Ich habe einen Neffen in der gleichen Lage. Dieser ist verlobt und die Hochzeit mußte schon vor drei Monaten ausgesetzt werden. Wenn die Zeit zu Ende sein wird, dann wird er entweder krank heiraten (dann verdient er Prügel!) und seine Nachkommenschaft opfern, oder er wird die Hochzeit wieder aussetzen und auf die Realisierung seines goldenen Traumes noch einige Monate warten müssen. Auf alle Fälle läuft er Gefahr, eine Frau unglücklich zu machen, denn der Vater seiner Braut kennt seinen Zustand nicht. Hiernach können Sie berechnen, wie nützlich Ihre Kampagne ist. Selbst dann, wenn keine Maßregeln ergriffen werden, wird sie nützen, denn die Väter werden auf der Hut sein und ihnen wird nicht mehr das passieren, was dem zukünftigen Schwiegervater meines Neffen passieren wird. Setzen Sie Ihren Kampf fort und lassen Sie nicht Ihre Arme ermüden.“ Dieser Brief spricht Bände. Aber was soll hier die Polizei nützen?

Städtisches. Manchmal gewinnt man den Eindruck, als ob unsere Städtebauer und -Verschönerer in dem Drange, möglichst viele neue und große Häuser herzustellen, neue Gärten anzulegen

und neue Aveniden zu öffnen, vieles vergaßen, was eigentlich näher liegt. Daß unsere Kunst- und Intelligenzstadt keine Stadt der Sauberkeit ist, wissen wir alle und auch der Fremde, der auf der Lnz-Station aussteigt, weiß dieses, wenn nicht in zehn, dann aber doch schon in fünfzehn Minuten. Die Straßen, die von der Station der englischen Gesellschaft nach dem Stadtzentrum führen, sind nicht in einem solchen Zustande, daß wir auf sie stolz sein dürften. Von dem schlechten Zustande der Straßen haben wir aber schon neulich gesprochen und deshalb wollen wir das Thema nicht wieder aufgreifen, sondern auf einen anderen Mißstand aufmerksam machen, der noch größer ist als die Vernachlässigung der Straßen. Unsere Hausfrauen, die ihre Einkäufe selbst machen und infolgedessen unsere Marktplätze sehr gut kennen, werden uns zustimmen, daß der Aufenthalt in diesen Hallen nicht zu den angenehmsten gehört. Es sind wohl keine geschlossenen Räume, aber sobald man den Fuß in das Tor einer dieser Hallen setzt, da greift man schon unwillkürlich nach dem Gesichtsvorsprung und fühlt auf der Brust einen unangenehmen Druck, so daß man befürchten muß, Atembegrüßungen zu bekommen. Wir wissen eigentlich nicht, welche der Markthallen verwahrloster ist: die an der Rua São João oder die neue große. Sie sind einander, was Reinlichkeit anbelangt, ziemlich ähnlich, und man muß sich darüber wundern, daß die Munizipalbeamten, deren Aufgabe es ist, über die Sauberkeit zu wachen, noch nicht gemerkt haben, wie in den Hallen gegen alle guten Vorschriften gesündigt wird. Die Fleischbänke sehen gerade so aus, daß ihr Anblick beinahe genügt, um einen zum Vegetarismus zu bekehren, und gar erst der Duft, darüber sagen wir lieber nichts, denn der ist wirklich unbeschreiblich. Und wie in der Fleischabteilung so ist es überall: keine Ordnung und keine Aufsicht. Alles ist durcheinander gewürfelt und man merkt, daß sich niemand um die Hallen kümmert, daß das Auge des Gesetzes und der Autorität da vorbeisieht, wo es erst recht aufmerksam sein sollte. So etwas ist dekorationswidrig, und wenn man auch an die gesundheitlichen Schäden nicht denkt, dann sollte man doch daran denken, daß solche Markthallen in eine „verschönerte“ Stadt nicht hineinpassen, weil sie äußerst unästhetisch sind. Als neulich Paul Adam hier war, da hat man den „großen“ Mann wenig wir auch gesonnen sind, diesem „Lateiner“ aus dem Morgenlande und flandrischen Franzosen auch nach der großen Markthalle geschleppt, und er soll bei dem Abschreiten der Fleischbänke wiederholt seine lateinische Nase gerümpft haben. So recht zu geben, so können wir es seiner Nase doch nicht verdenken, wenn sie sich in der Nähe der Fleischbänke in Falten legte, und wenn Herr Paul Adam in seinem Reisebericht über unsere große Markthalle ein Urteil fällt, das nicht als ein Lob klingt, dann braucht er absolut nicht zu übertreiben. — Warum unsere Munizipalgewaltigen den Markthallen so wenig oder gar keine Aufmerksamkeit zuwenden, wissen wir nicht, daß es aber nicht so sein sollte, das weiß ein jeder, sogar jeder Stadtverordneter.

Spekulationen. Die Companhia Estrada de Ferro Noroeste do Brazil hatte, wie bekannt, seinerzeit der Bundesregierung eine Konzession zum Bau einer Bahn von Baurú in São Paulo nach Cuyabá in Matto Grosso erhalten. Diese Konzession wurde später dahin abgeändert, daß die Gesellschaft von Itapura am Paraná die Hauptlinie nach Corumbá führen und nach deren Fertigstellung eine Zweiglinie nach Corumbá bauen sollte. Da es sich um eine Linie von großer strategischer Bedeutung,

handelt, so trägt die Bundesregierung sich mit dem Gedanken, die Bahn nicht im Besitz der Privatgesellschaft zu lassen, sondern selbst zu übernehmen. Der Ingenieur Teixeira Soares, Präsident der Companhia Noroeste, hat sich bereits nach Europa begeben, um mit den Geldleuten der Gesellschaft über diese Angelegenheit zu verhandeln. Das Syndikat wird natürlich, wenn die Bundesregierung eine ansehnliche Entschädigung zahlt, zustimmen. Inzwischen sucht es die Aktien, die alsdann zu 200 Milreis eingelöst werden müssen, zum Preise von 100 Milreis aufzukaufen, so daß es allein hieraus einen Millionengewinn ziehen würde. Die Besitzer von Nordwestbahnaktien tun daher gut, die Aktien nicht fortzugeben.

Das verbreitetste artistische Fachblatt, „Das Programm“, das viersprachig in Berlin erscheint und in London und Newyork Bureaus unterhält, schreibt im redaktionellen Teil seiner Nummer vom 9. Juni d. J.: „Unter dem Titel „Deutsche Zeitung“ erscheint in Rio de Janeiro und São Paulo, Brasilien, eine Zeitung, die sowohl in einer Tages- als auch in einer Wochenausgabe zu beziehen ist. Das sehr reichhaltige Blatt ist geeignet, alle in Brasilien wohnenden oder reisenden Deutschen über die Ereignisse in der Heimat auf dem Laufenden zu erhalten. Da in der Rubrik „Aus aller Welt“ auch die wichtigsten Vorkommnisse aus allen anderen Staaten besprochen werden und ein feuilletonistischer Teil gediegene Unterhaltungslektüre bietet, sei die „Deutsche Zeitung“ allen unseren Lesern, die Gelegenheit haben, Brasilien aufzusuchen, bestens empfohlen.“ Vielen Dank für die freundliche Empfehlung!

Französische Kunst in São Paulo: Das „Comité France-Amérique“ will hier nächstes Jahr eine große Ausstellung französischer Kunst veranstalten. An dieser Ausstellung sollen sich die besten französischen Maler und Bildhauer beteiligen. Zur Zeit der Ausstellung wird eine französische Opern- oder auch dramatische Gesellschaft hier weilen. Für diese Ausstellung soll „Begeisterung“ vorhanden sein. Das läßt darauf schließen, daß im gegebenen Augenblick auch die Moneten vorhanden sein werden. Das genannte Comité hat bereits mit dem Staatssekretär des Innern gesprochen und Herr Dr. Altino Arantes hat die Zusage gegeben, daß er die nützliche Ausstellung sowohl moralisch wie pekuniär unterstützen werde.

Richtig geschehen. Der Angestellte der Teigwarenfabrik Fratelli Secchi, Rogerio Montanaro, ist ein Don Juan eigener Art. Die Schönheit ist ihm von der Natur versagt — er ist sogar so häßlich wie die Nacht — aber Mut und Ausdauer oder vielmehr Frechheit hat er für drei. Ist er verliebt (und das ist so ziemlich immer der Fall), dann verfolgt er die augenblickliche Auserwählte seines Herzens bis in ihre Wohnung und manchmal dringt er sogar in die Küche ein, um der Köchin vor die Füße zu fallen. Wenn ihm ein harter Gegenstand an den Kopf geworfen wird, dann zieht er sich zurück; aber schon am nächsten Tage liebt er wieder — natürlich eine andere. Am Dienstag abend traf dieser „Eroberer“ eine junge Studentin. Er sah sie zum ersten mal, aber sein Herz war weg und er folgte den Spuren der Schönen. Als sie den Hausflur betrat, drang er auch hinein, aber in diesem Augenblick kam gerade ein Bruder der Verfolgten aus der Wohnung und der hatte einen sehr festen Stock in der Hand. Rogerio wollte den Rückweg antreten, aber der Stock sauste ihm auf dem Kopf nieder; Hieb auf Hieb folgte, bis der hoffnungsvolle Jüngling nicht mehr wußte, wie sein Vater geheißen. Als er wieder seine Sinne beisam-

men hatte, war sein erster Gedanke die Polizeistation, wo sein hohler Schädel verbunden werden mußte. So sollte es allen Don Juans ergehen, die mit ihrer Zudringlichkeit jede Frau belästigen.

Sterblichkeit. Das letzte Wochenbulletin des Gesundheitsamtes spricht wieder eine beredete Sprache, wie schlecht die Nahrungsmittel sind. In der vorigen Woche starben in São Paulo im ganzen 144 Personen, davon erlagen an Pocken 5, Typhus 2, Lepra 2, Tuberkulose 2, Nervenkrankheiten 8, Blutkrankheiten 13, Störungen der Verdauungsorgane 56. Also mehr als ein Drittel der Opfer entfiel wieder auf die Krankheiten, die, wenn nicht in jedem Falle, so doch sehr oft, auf schlechte Nahrungsmittel zurückzuführen sind.

Neue Erfindung. In Caçapava hat Herr Juvenal de Abreu zur Erzeugung von Acetylen eine neue, besonders vollkommene Maschine erfunden.

Todesfall. Am Freitag morgen um 9 Uhr verstarb in Guarujá Herr Dr. Pedro Vicente de Azevedo, einer der wenigen alten Herren, die sich noch zum Monarchismus bekannten. Am 29. Juni 1841 in Lorena, São Paulo, geboren, studierte er hier die Rechte und trat in die Justiz. Nachher war er Präsident der Provinzen Pará, Minas Geraes und São Paulo. Ueberall, wo er wirkte, hat er recht wertvolles geleistet. Seit der Erklärung der Republik lebte er von der Politik zurückgezogen, denn als überzeugungstreuer Monarchist wollte er sich mit der Republik nicht befassen. Ehre seinem Andenken.

Eine Porzellanfabrik in Rio Grande do Sul soll von einer Aktiengesellschaft errichtet werden, welche kürzlich in Porto Alegre unter den Ausspizien der Herren Bromberg & Co. gegründet wurde. Diese Firma und riograndenser Geldleute haben auch das Kapital gezeichnet, das 250 Contos beträgt. Die Fabrik soll in der Stadt Rio Pardo erbaut und in der Fabrikation Kaolin verwendet werden, das in Capivary auf dem Besitztum eines Herrn Carlos Torres gewonnen wird. Von dem dort gefundenen Kaolin sind schon viele Tonnen nach Europa ausgeführt worden, wo es als von Primaqualität befunden wurde. Bei dem großen Inlandkonsum und den exorbitanten Einfuhrzöllen eröffnet sich dem Unternehmen eine gute Perspektive, wenn auch die Schwierigkeiten der Lösung der Arbeiterfrage nicht zu verkennen sind. Man wird in den ersten Jahren bis zur Heranbildung heimischer Arbeitskräfte auf die Verwendung fremder Arbeiter angewiesen sein, was immer seine grossen Schattenseiten hat.

Der wirtschaftliche Wert hygienischer Fürsorge. Prof. Bertarelli, ein guter Brasilienkenner und ein aufrichtiger Freund unseres Landes, hat jüngst in einer Studie auf die hohen wirtschaftlichen Werte hingewiesen, welche durch gute hygienische Fürsorge erhalten bzw. geschaffen werden und sich u. a. wie folgt geäußert: „Brasilien braucht nicht besonders auf die grosse wirtschaftliche Bedeutung hygienischer Fürsorge verwiesen zu werden. Der wunderbare hygienische Umschwung, welcher sich in der Bundeshauptstadt und in einigen Staaten vollzogen hat, demonstriert mehr als viele Worte den Wert einer verständigen hygienisch-sozialen Reform. Es sei mir dennoch gestattet, ein leuchtendes Beispiel, das der Sanierung Italiens anzuführen, ein Beispiel aus der Gegenwart. Es sind jetzt zehn Jahre seit dem Inkrafttreten des Gesetzes verflossen, welches auf die Bekämpfung der Malaria unter staatlicher Beihilfe und Aufsicht abzielt. Bis 1901 erlagen in Italien alljährlich der Malaria 15 000 Personen, die Zahl der Mala-

riakranken bezifferte sich im Durchschnitt pro Jahr auf 2 bis 300 000. Die Krankenziffer war in Wirklichkeit sehr viel höher, da zahlreiche Krankheitsfälle verheimlicht wurden und nicht zur Anzeige gelangten. Durch die Todesfälle und die Erkrankungen gingen der italienischen Volkswirtschaft jährlich mindestens 150 Millionen Lire verloren, den wirtschaftlichen Wert eines Menschen auf 4000 Lire und die Verluste, welche die Erkrankungen und die Kurkosten verursachten, auf 90 Millionen berechnet. Mit dem Jahre 1900 beginnt eine neue Ära. In Indien entdeckte zuerst Rossi und später in Italien Grassi, daß der Krankheitserreger der Malaria durch einen Mosquito, den *mosquito anophele* übertragen wird. Man zog aus der Entdeckung und den sich daraus ergebenden Studien sofort praktische Schlüsse und ging dann systematisch vor. Man richtete das Augenmerk zunächst auf die Gesundmachung der an Malaria Erkrankten, indem man sie mit Chinin behandelte. In Gegenden, wo die Malaria besonders bösartig auftrat, wurden den Kranken Chininsalze gereicht und auch die Gesunden mußten Chinin schlucken. Damit hinderte man wirksam die Ausbreitung und den Ausbruch der Malaria. Es ist ein wirklicher Gebrauchsartikel geworden und man sollte bemüht sein, den Preis zu verbilligen, damit es auch im kleinsten Weiler nicht fehle und von den Ärmsten angewendet werden kann. In Italien wird Chinin bereits in staatlichen Betrieben hergestellt und in den Regie-Salzhandlungen und Tabaksläden verkauft. Die Herstellung von Chinin bildet aber kein Staatsmonopol und kann sich jedermann damit befassen. Mit der Herstellung in Staatsbetrieben wird lediglich bezweckt, das Chinin zu verbilligen. Das erwähnte Gesetz ist seinerzeit sehr lebhaft diskutiert worden. Von vielen wurde es als ein Eingriff in die persönliche Freiheit bekämpft, unbekümmert um seinen Wert oder Unwert, andere verwarfen es, weil sie sich keine praktischen Erfolge von ihm versprochen. Nur einige Hygieniker waren von vornherein überzeugt, daß die Durchführung des Gesetzes sich von immensen moralischem und materiellem Nutzen für den Staat erweisen werde. Der Segen des Gesetzes wird ohne weiteres durch einen Vergleich der nachstehenden Zahlen klar. Es starben an Malaria:

Im Jahre 1900	15 865	Personen
„ „ 1901	13 359	„
„ „ 1902	9 908	„
„ „ 1903	8 519	„
„ „ 1904	8 501	„
„ „ 1905	7 838	„
„ „ 1906	7 871	„
„ „ 1907	4 160	„
„ „ 1908	4 463	„
„ „ 1909	3 533	„
„ „ 1910	3 619	„

Man braucht kein großer Nationalökonom oder Demograph zu sein, um aus den Ziffern die Konsequenzen zu ziehen. Italien gewinnt im Mittel aus der Durchführung des Gesetzes 120 Millionen Lire. Unter Berücksichtigung der indirekten Verluste, welche die Krankheit verursachte, kann man den Nutzen dreimal höher einschätzen. Es ist anzunehmen, daß nach einem weiteren Dezennium Italien vollkommen Malariafrei sein wird und die umfangreichen Landkomplexe, welche infolge der Krankheit verödet und gemieden waren, in Kultur genommen und dicht bevölkert sein werden. Schon allein der Zuwachs des Bodenwertes, der aus dem Sanierungswerk resultiert, kompensiert vielfach die Kosten. Noch höher muß der moralische und materielle Gewinn veranschlagt werden, welcher Bra-

silien aus der erfolgreichen Bekämpfung des gelben Fiebers erwachsen ist. Erst durch die Verbannung dieses schlimmen Gastes aus Rio und Santos ist die Republik in den Kreis der Kulturwelt eingetreten und von ihr der Bann des hygienischen Verfalls, der solange auf dem Lande gelastet und hauptsächlich seine Besiedelung erschwert hat, mehr als alle in der Kolonisation begangenen Fehler zusammengekommen, genommen worden. Größer ist der materielle Nutzen des Sanierungswerkes in Brasilien wie in Italien, denn in dünnbevölkerten Ländern muß der Wert des Menschenlebens mindestens um das Doppelte höher eingeschätzt werden, als im dichtbevölkerten Italien. Es gilt jetzt, ebenso energisch den Kampf gegen die Malaria aufzunehmen, wie gegen das gelbe Fieber. Die Ufergelände unserer großen Flüsse sind mit wenigen Ausnahmen alle malariaverseucht. Diese Verseuchung hat lange den Bau der so wichtigen internationalen Bahnverbindung Madeira-Mamoré in Frage gestellt und er wäre wahrscheinlich auch nach dem neuen Anlauf, der in Ausführung des brasilianisch-bolivianischen Vertrags vor Jahren unternommen wurde, gescheitert, wenn die amerikanischen Bauunternehmer nicht vorgesorgt hätten, ihr technisches Personal möglichst gesund zu erhalten und die Verheerungen der Malaria auf ein Minimum zu beschränken. Namentlich im Amazonasgebiet ist der Kampf gegen die Malaria eine unabwendbare Notwendigkeit. Nicht am wenigsten von dem Erfolg eines solchen Kampfes wird die Konkurrenzfähigkeit unseres Kautschuks gegen den indischen Plantagengummi abhängen. Die Kosten unserer Kautschukproduktion sind enorm hoch, einestheils, weil der Lebensunterhalt in den Seringas außergewöhnlich teuer ist, anderenteils aber — und dieser Faktor fällt noch mehr ins Gewicht —, weil das Leben der Seringueiros fortwährend von der Malaria bedroht ist.

Schulwesen. Der Generaldirektor des staatlichen Schulwesens, Herr João Chrysostomo, hat eine lobenswerte Neuerung eingeführt. Von jetzt ab werden die Lehrer der mehrklassigen Volksschulen monatliche Versammlungen abhalten zu dem Zweck, über pädagogische Themata zu sprechen. Die Herren Lehrer werden dabei Gedanken austauschen und das wird jedenfalls ihren Eifer, sich mit der Pädagogik vertraut zu machen, ganz besonders anspornen.

Unser Staatspräsident, Herr Dr. Rodrigues Alves, hat dieses Jahr zweimal die Geburtstagsgratulantien empfangen müssen. Am 7. Juni beglückwünschte das offiziöse Organ den Staatschef zu seinem Wiegenfest, und dem „Correio Paulistano“ folgte die ganze Stadt, so daß Herr Dr. Rodrigues Alves den ganzen Tag mit freundlicher Miene die zahlreichen Besucher belehren mußte, daß er erst am 7. Juli das Licht der Welt erblickt habe. Am Sonntag, den 7. Juli, wiederholte sich die Gratulation, der wir uns, wenn auch nachträglich, recht herzlich anschließen.

Kautschukkongreß und Kautschukausstellung in Batavia. Im indischen Archipel schreitet die Kautschukproduktion mit Riesenschritten vorwärts, wie wir erst vor kurzem durch authentische Schätzungen nachgewiesen haben, die erkennen lassen, daß die brasilianische Produktion in wenigen Jahren überholt sein wird. Als ein Beweis, welches große Interesse man im fernen Osten der Kultur des Gummibaumes widmet, mag gelten, daß das Niederländisch-Indisch Landbouw-Syndicat die Veranstaltung einer Kautschukausstellung und eines Kautschukkongresses in der Hauptstadt der niederländischen Besitzung Java im Jahre 1914 plant. Ausstellung und Kongreß sollen internationa-

len Charakter tragen. Die Einladungen dazu werden in der nächsten Zeit ergehen. Ohne Zweifel wird sich Brasilien offiziell in der Wettbewerbs-Veranschaulichung beteiligen.

Allgemeine Dienstpflicht. Der Bundesdeputierte Elysio Araujo hat ein Gesetz eingebracht, das das schwierige Problem der allgemeinen Dienstpflicht auf indirektem Wege lösen soll. Er schlägt vor, daß kein Bürger zwischen 20 und 30 Jahren an den Hochschulen immatrikuliert, mit einem öffentlichen Amte betraut, in Staatsbetrieben als Arbeiter angenommen oder als Offizier der Nationalgarde patentiert werden kann, der nicht seinen Militärpaß als Reservist vorzeigen kann. Herr Elysio de Araujo hofft offenbar, daß sich alle, die auf die erwähnten Matrikeln usw. reflektieren, sich nach Inkrafttreten seines Gesetzes zum Dienste drängen werden. Wir erlauben uns, das zu bezweifeln. Für die Studenten z. B. kommt das Gesetz kaum in Frage, weil sie meist schon die Hochschule beziehen, ehe sie 20 Jahre alt sind. Und im übrigen gibt es bei uns bekanntlich Mittel in Hülle und Fülle, um sich alle gewünschten Papiere zu verschaffen, namentlich Militärpapiere. Das Gesetz wird unseres Erachtens nur die Folge haben, daß der Handel in gefälschten Papieren steigt. Es ist merkwürdig, welche Scheu unsere Freiheits- und Gleichheitsmänner haben, das Problem des allgemeinen Militärdienstes ernsthaft zu lösen. Im Prinzip erkennen sie alle die allgemeine Wehrpflicht an. Im Prinzip verschließen sie sich nicht einmal der Einsicht, daß der allgemeine Militärdienst eines der wertvollsten Hilfsmittel zur Erziehung unseres Volkes bilden würde. Aber von dieser doppelten prinzipiellen Erkenntnis vermögen sie den Weg zur Tat durchaus nicht zu finden. Es lastet eine Sterilität auf uns, als ob wir nicht ein junges, aufsteigendes, sondern ein altes, sinkendes Volk wären.

Eine wichtige Debatte. Unsere Volksvertreter in Rio sind glückliche Menschen. Wichtige Aufgaben liegen ihnen nicht ob: die Budgets sind ja bekanntlich längst bewilligt, das Zivilgesetzbuch verabschiedet, die Dienstpflicht geregelt und alles, was sonst noch zu tun war, erledigt. Deswegen verträdeln sie, da sie, um ihre und ihrer schwänzenden Kollegen Diäten zu sichern, ihre Zeit mit Kinderreien. Gestern stellte Herr Irineu Machado den Antrag, die Sitzung aufzuheben, um der Freude der Kammer über die mit der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten begonnene Befreiung Amerikas und über die Ankunft des Generals Roca Ausdruck zu geben. Das sei eine internationale Höflichkeit, die die Kammer den beiden engbefreundeten Nationen schuldig sei. Wäre der Antrag von einem anderen als gerade von Herrn Irineu Machado gekommen, so hätte die Kammer die Gelegenheit zum Faulenzen natürlich freudig wahrgenommen. So aber fand ein Gegenantrag, nämlich die Deputierten möchten sich zum Zeichen der Ehrung von ihren Sitzen erheben, Anklang. Der Antragsteller, Herr Ozorio, meinte ganz mit Recht, daß die Kammer zwar ihrer Freude Ausdruck verleihen solle, daß sie aber so viele unerledigte Vorlagen aufzuarbeiten habe, daß sie nicht einen Tag verlieren dürfe. In diesem Antrage fand Herr Irineu eine in der Geschäftsordnung nicht vorgesehene Neuerung. Wie solle denn die Ehrung vor sich gehen? Wie lange sollen die Deputierten stehen bleiben? Eine halbe Stunde? Zehn Minuten? Fünf Minuten? Zwei Sekunden? Das Stehenbleiben sei keine Ehrung, sondern eher eine Strafe, die die Lehrer den ungezogenen Schulbuben aufzuerlegen pflegen. Er erinnerte, obwohl das eigentlich gar nicht zum Thema gehörte, an die famose Prozession zum Prä-

sidentenstuhl, die der damalige Mehrheitsführer Hr. Seabra veranstalten ließ, als er wünschte, daß Hr. Torquato Moreira irgend eine Genußtuung für harte Angriffe erhalte. Herr Moreira habe nachher geklagt, daß die vielen Beileids-Händedrucke ihn beinahe eine Hand gekostet hätten. Natürlich konnte Herr Ozorio leicht erwidern, daß erst vor wenigen Tagen die panamerikanische Juristenkonferenz das Andenken Rio Brancos ebenfalls durch Erheben von den Sitzen geehrt habe. Herr Martim Francisco sprach dann wohl die Wahrheit aus, als er sagte, daß Herr Irineu Machado nur die Abstimmungen vereiteln wolle, denn er wisse ganz genau, daß es gelungen sei, endlich wieder einmal ein beschlußfähiges Haus zusammenzubringen. Der Oppositionsmann wolle weiter nichts als die Mehrheit narren. Schließlich fand der Mehrheitsführer, Herr Fonseca Hermes, eine Lösung, die mit dem berühmten Ei des Columbus große Ähnlichkeit hat. Da das Erheben von den Sitzen in der Geschäftsordnung tatsächlich nicht vorgeschrieben ist, so beantragte er, über die geplanten Ehrungen einen Passus ins Protokoll aufzunehmen. Seinem Antrag stimmte die Mehrheit zu, nachdem eine Stunde und mehr mit dieser Frage totgeschlagen worden war.

Einwanderung. In dem großen Hause, genannt „Cadéa Velha“ in Rio, wo die Väter des Vaterlandes über Wohl und Wehe Brasiliens beschließen, versammelt sich jetzt die Budgetkommission, und da sie den Eindruck erwecken will, als ob sie wirklich täte und etwas bedeutete, nimmt sie an dem Budget Abstriche vor. So hat sie den Vorschlag des Kriegsministeriums etwas zugestutzt, und jetzt hat sie in ihrer Weisheit — man höre und staune — gefunden, daß für den Einwanderungs- und Kolonisationsdienst zuviel Geld ausgesetzt sei, und sie hat den Posten der Sparsamkeit halber um einige Millionen erleichtert. Daß die Kommission für die Sparsamkeit ist, ist ja sehr gut und lobenswert, aber zwischen Sparsamkeit und Sparsamkeit besteht ein großer Unterschied. Sie kann am Platze und sie kann auch schädlich sein, und wenn dem Einwanderungsdienst die Mittel gekürzt werden, dann ist das letztere der Fall.

Brasilien macht gegenwärtig eine wirtschaftlich sehr gute Periode durch. Es ist Geld im Lande; der Handel und die Industrie verdienen. In einer solchen Periode sollte man an die Zukunft denken, und die Zukunft Brasiliens hängt davon ab, wieviel Arme dazu herangezogen werden. Je größere Flächen des brach liegenden Landes in fruchtbare Fluren verwandelt werden, je mehr Menschen sich in den jetzt noch öden Gegenden niederlassen, desto mehr geht Brasilien voran, desto solider wird die Zukunft fundiert.

Der Einwanderungsdienst kostet aber wie alles andere Geld, Geld und nochmals Geld. Auch dann, wenn wir der Propaganda entraten könnten, wenn die Einwanderer ungerufen scharenweise aus allen Himmelsgegenden heranströmen würden, um sich im Lande des südlichen Kreuzes niederzulassen, brauchte der Kolonisationsdienst Summen über Summen, denn die Ländereien müssen vermessen, die Wege erschlossen werden, und dazu ist viel Geld nötig. Aber dies ist nicht der Fall, denn die Leute müssen gerufen und ihnen muß die Ueberfahrt bezahlt werden, was die Auslagen ganz ungeheuer vergrößert. Demnach heißt hier sparen soviel wie auf die Einwanderung, Kolonisation und Erschließung des Landes verzichten. Indes die Budgetkommission des Bundeskongresses dem Einwanderungsdienste die Mittel kürzte, zeigte sie, daß sie an die Zukunft des Landes nicht denken will oder auch

nicht denken kann, weil so etwas außerhalb ihres Horizontes liegt.

Wie hier gespart wird, ist bekannt. Davon sprechen die Pensionsgesetze, die Feste, die „Kommissionen im Auslande“, die Projekte der sonderbarsten Art, die Luxusreisen der Herren Minister und die Beurlaubung der Deputierten, die ihre Diäten in Paris vergeuden. Wohin wir schauen, sehen wir diese Sparsamkeit, die man eigentlich Verschwendung nennen sollte, und deshalb kommt uns der Entschluß der Budgetkommission erst recht unverständlich vor. Es gibt keinen Zweig der Verwaltung, in dem nicht mit guter Berechtigung gespart werden könnte, aber nur dort, wo die Sparsamkeit am allerwenigsten angebracht ist, wird gespart.

Die Budgetkommission hätte den Etatsposten nicht kürzen dürfen, sondern hätte etwas anderes tun sollen. Es wäre sehr zweckmäßig, wenn eine Bestimmung getroffen würde, daß die für den Kolonisationsdienst bewilligten Gelder nur dazu da sind, Kolonisten anzusiedeln und die zur Kolonisation bestimmten Gegenden in bewohnbaren Zustand zu setzen. Neben diesem Posten sollte ein anderer im Budget stehen: „Für Propaganda“, denn es ist, wie uns die Erfahrung lehrt, unzulässig, die beiden Posten in einem zu vereinigen. Die Propaganda kostet zuviel und für die Kolonisation bleibt zuwenig übrig. Wenn wir hier in Brasilien den Parlamentarismus hätten, dann könnte die Kammer über die Art, wie das für die Propaganda bewilligte Geld verwendet werden soll, bestimmen und dann könnte verhindert werden, daß so ungeheure Summen für die Honorierung der sogenannten Größen hinausgeworfen werden, wie es bisher der Fall war. Das wäre echte Sparsamkeit. Für die eleganten Globetrotter, die alles versprechen und nichts leisten können, sollte auch kein Milreis übrig sein. Die Ferris, Ferreros und Paul Adams sind für die Propaganda nicht zu gebrauchen. Das Geld, das diese einstecken und das für ihre Kreuz- und Querfahrten ausgegeben wird, sollte der Kolonisation nicht entzogen werden, denn für die Summen könnte man ganz gut etliche hundert Familien ansiedeln, während die von diesen „Größen“ betriebene sogenannte Propaganda keinen Menschen nach Brasilien lockt. An eine derartige Sparsamkeit denkt man aber nicht; man reduziert solche Posten, die nie zu groß sein können.

Deutscher Reisender. Seit einigen Wochen weilt der deutsche Schriftsteller Herr Ludwig Ernst Pläß in unserem Staate. Herr Pläß befindet sich bereits über ein Jahr in Brasilien und hat die Staaten Bahia, Espirito Santo und Minas Geraes recht gründlich kennen gelernt. Jetzt führt ihn seine Reise nach dem Süden, wo er die Kolonien und hauptsächlich die deutschen Siedlungen besuchen will. Im Gegensatz zu anderen Reisechriftstellern, die sich mehr in den größeren Städten aufhalten, hat Herr Pläß im Innern Umschau gehalten, alte und neue Kolonien besucht, Daten und Eindrücke gesammelt, um über Land und Leute sowie über Gegenwart und Zukunft Brasiliens sich ein Urteil zu bilden. Der Besuch des Herrn Pläß in unserer Redaktion und das lange Gespräch, das wir am Sonntag mit ihm zu führen Gelegenheit hatten, hat uns ein großes Vergnügen bereitet, denn wir gewannen die Ueberzeugung, daß von diesem Schriftsteller ein gediegenes Werk über Brasilien erwartet werden kann. Herr Pläß reist auf eigene Rechnung und nur aus Interesse, Brasilien kennen zu lernen. Er besitzt ein Empfehlungsschreiben des Deutschen Auswärtigen Amtes, aber erst nach einem in Brasilien verbrachten Jahr hat er sich der brasilianischen Regierung vorgestellt, und das auch nur deshalb, um die leitenden Männer kennen zu

lernen und um von ihnen Empfehlungsschreiben an die Koloniedirektoren zu bekommen, aber nicht, wie es sonst bei den Reiseschriftstellern üblich ist, um sich bei den Ministern als Propagandist zu empfehlen. Herr Pläß ist also unbefangener Beobachter und er wird in Brasilien wohl viel Erfahrungen, aber keine Schecks sammeln, die ihn zu irgend etwas verpflichten könnten. Die Staaten, die Hr. Pläß bereits durchquert hat, sind in Deutschland wenig bekannt. Ueber Südbrasilien haben schon sehr viele geschrieben, über Bahia, Espirito Santo und Minas Geraes besitzen wir aber nichts Nennenswertes, und deshalb ist es sehr erfreulich, daß ein deutscher Schriftsteller sich der keineswegs geringen Mühe unterzogen hat, diese Staaten kennen zu lernen. Die Ansicht des Herrn Pläß ist, daß sowohl Deutschland als auch Brasilien daraus ein Nutzen erwachsen muß, wenn das letztere Land in der deutschen Presse auf Grund der eigenen Erfahrung beschrieben wird und wenn im deutschen Buchhandel Werke vorhanden sind, die das sich dafür interessierende Publikum über die hiesigen Verhältnisse, über die gegenwärtige Lage und die Zukunftsaussichten Brasiliens aufklären. Daß dieses der Fall ist, bedarf keiner näheren Begründung. So reichhaltig die deutsche geographische Literatur auch ist, sie hat doch ihre Lücken, und eine davon ist die, daß sie wenig Werke über Brasilien aufweist, die man mit gutem Gewissen empfehlen kann, und diese wenigen sind in der Regel auch noch von begrenzter Bedeutung, indem sie nur eine Kolonie oder einen Staat behandeln. Die meisten Bücher, die über Brasilien geschrieben sind, tragen den Stempel der Propaganda an sich und dieser Stempel mahnt den Leser zur Vorsicht; das geschieht auch dann, wenn sie keine Uebertreibungen enthalten. — Ein jeder Versuch, die von uns allen empfundene Lücke auszufüllen, muß mit Freuden begrüßt werden, hauptsächlich aber dann, wenn der Schriftsteller das wirtschaftliche Moment ins Auge faßt und sich nicht darauf beschränkt, eine Reihe von Feuilletons zu schreiben, wie es z. B. Herr Funke tat. — Indem wir Herrn Ludwig Ernst Pläß, der sich jetzt nach dem Süden begibt, eine recht glückliche Reise wünschen, empfehlen wir ihn der Unterstützung unserer Kollegen.

Bundeshauptstadt.

Seidenraupenzucht. Der Präsident des Staates Minas Geraes hat der Bundesregierung in der Kolonie Rodrigo Silva, Munizip Barbacena, ein Kolonielos von 18,5 Hektar zur Errichtung einer der drei Stationen für Seidenraupenzucht zur Verfügung gestellt, die laut Gesetz vom 4. Januar d. J. geschaffen werden sollen. Die Kolonie Rodrigo Silva hat sich, wie schon der Botschaft des Staatspräsidenten zu entnehmen war, mit großem Erfolg der Seidenraupenzucht gewidmet. Es gibt dort nicht nur viele Tausende von Maulbeerbäumen und eine entsprechende Raupenzucht, sondern in kleinem Maßstabe auch eine Seidenweberei, deren Produkte mehrfach prämiert wurden. Der Landwirtschaftsminister wird höchstwahrscheinlich das Angebot annehmen und eine der Stationen in Rodrigo Silva errichten.

Ausschreiben für die brasilische Heeresverwaltung. Der Kriegsminister hat angeordnet, daß in Zukunft bei Ausschreiben von Lieferungen für das Heer nach folgenden Grundsätzen verfahren werden muß: 1. An der Bewerbung um die Lieferung kann sich nur beteiligen, wer in einem

an die Einkaufskommission gerichteten Gesuch vorher seine Eignung nachgewiesen hat. Er muß dabei folgende Dokumente einreichen: a. Nachweis, daß er als Kaufmann, der in der die ausgeschriebene Lieferung angehenden Specialbranche handelt, seine Bundes- und Munizipalabgaben für das letztvergangene Halbjahr entrichtet hat. b. Nachweis, daß er ins Firmenregister eingetragen ist, falls es sich um einen Einzelkaufmann handelt, und daß sie ein Importhaus besitzt, falls es sich um eine Handelsfirma handelt. c. Nachweis, daß der Bewerber seine etwa während der letzten zwei Jahre mit dem Kriegsministerium abgeschlossenen Kontrakte jeder Art genau erfüllt hat, was durch Bescheinigungen der 4. Division des Kriegsdepartements oder einer anderen zuständigen Abteilung geschehen kann. 2. Für die Prüfung der Bewerbung hat der Konkurrent bei der Rechnungsabteilung des Kriegsministeriums ein Conto de Reis im voraus zu hinterlegen, um die Unterzeichnung des Vertrages zu garantieren. 3. Bei Unterzeichnung des Vertrages hat er zur Garantie seiner Ausführung bis zum Lieferungswert von 50 Contos 10 Prozent der Vertragssumme und für den überschießenden Betrag 5 Prozent zu hinterlegen. 4. Unter keinen Umständen darf die Kautions nicht weniger als 1 Conto betragen. 5. Handelt es sich um Lieferungen mit unbestimmten Vertragssummen, so wird das Kriegsdepartement die Kautions nach dem Konsum des Vorjahres oder nach der voraussichtlichen Höchstsumme der Lieferung berechnen.

Internationale Reiseschecks. Der Norddeutsche Lloyd hat vor kurzem die Einrichtung von Internationalen Reiseschecks dadurch erweitert, daß er in englischer Sprache ausgestellte und auf Pfund Sterling lautende „Circular Notes“ dem Publikum zur Verfügung stellt, zu denselben Bedingungen, wie sie für die Markeschecks bisher schon galten. Die Schaffung eines solchen Zahlungsmittels wird, wie die rege Inanspruchnahme der Einrichtung zeigt, sowohl von den Passagieren der Ozeandampfer als auch von Reisenden zu Lande begrüßt. Die Vorteile, die diese Ausgabe für überseeische Länder besonders geeignet erscheinen lassen, liegen auf der Hand, da überall, sei es in Südamerika oder in anderen Erdteilen, die Geschäftswelt und das Publikum mit der Pfund Sterling-Währung besonders vertraut sind. Die „Notes“ stellen bei der Einlösung Schecks auf London dar, und da die Devise London überall die gangbarste ist, wird dem Reisenden Gewähr geboten, daß ihm bei Einlösung durch eine der in der Korrespondenzliste genannten Zahlstellen der Gegenwert in der Landeswährung zu einer angemessenen Umrechnungsquote ausgezahlt wird, die er nicht erzielen könnte, wenn er fremdes Geld in Zahlung geben würde. Gegen den Mißbrauch der „Notes“ bei eventuellem Verlust ist der Käufer wirksam geschützt dadurch, daß ihm ein Einführungsschreiben mitgegeben wird, das seine Unterschrift enthält und ohne dessen Vorlegung die Einlösung der „Notes“ nicht erfolgt. Die in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits beobachtete lebhaftere Nachfrage läßt eine große Verbreitung der „Notes“ erwarten. Sie sind erhältlich beim Norddeutschen Lloyd in Bremen und bei seinen größeren Passage-Agenturen in allen Ländern der Erde, also auch bei den Herren Herm. Stoltz u. Co. in Rio de Janeiro und Zerrenner, Bülow u. Co. in São Paulo und Santos.

Deutsches Kabel. Wir sind oft gefragt worden, wo eigentlich der Vertreter der Deutsch-Südamerikanischen Telegraphengesellschaft in Rio zu finden sei. Wir konnten diese Frage nie beantworten, da uns nur das Postfach des Herrn Drysdale be-

kannt war. Heute hatte der Kaiserlich Deutsche Gesandte die Liebenswürdigkeit, uns einen Gebührentarif der deutschen Kabelgesellschaft zur Verfügung zu stellen, auf dem auch das Bureau des Vertreters angegeben ist. Wir benutzen gern die Gelegenheit, um unseren Lesern mitzuteilen, daß Herr Drysdale sein Bureau im ersten Stock des Hauses Rua da Assembléa 8 hat.

Deutsches Generalkonsulat. Wie unseren Lesern bekannt sein dürfte, wurde, als Herr Generalkonsul Freiherr von Nordenflycht im Juli vorigen Jahres mit der Vertretung des Kaiserlich Deutschen Ministerresidenten in Montevideo betraut wurde, Herr Konsul Münzenthaller mit der Verwaltung des hiesigen Generalkonsulats beauftragt. Nachdem unlängst Herr von Nordenflycht definitiv zum Ministerresidenten ernannt worden war, stand eine Neubesetzung des hiesigen Generalkonsulats in Aussicht. Wir konnten schon gestern kurz mitteilen, daß der Deutsche Kaiser mit Erlaß vom 30. Mai Herrn Konsul Münzenthaller zum Generalkonsul ernannt hat, mit Wirkung vom 1. Juli ab. Das Ernennungsdekret ist am Mittwoch hier eingelaufen. Diese Beförderung bedeutet für Herrn Münzenthaller eine große Auszeichnung, da er erst seit 10 Jahren im Konsulatsdienst steht. Nominell war er bisher Konsul in San José, der Hauptstadt von Costa Rica. Er hatte jedoch, ehe er im vorigen Juli nach Rio kam, bereits mehrere Jahre lang das wichtige Generalkonsulat Sidney verwaltet. Die hiesige deutsche Kolonie hat die Ernennung mit Befriedigung aufgenommen, nicht nur weil ein nochmaliger Wechsel in der Besetzung des Generalkonsulats ihren Interessen zuwiderliefe, sondern auch, weil Herr Münzenthaller durch den Ernst und die Gewissenhaftigkeit, womit er seines Amtes waltete, sich allgemein Achtung und Sympathie erworben hat. Wir beglückwünschen Herrn Generalkonsul Münzenthaller nochmals zu der Ernennung und geben der Hoffnung Ausdruck, daß ihm eine lange und ersprießliche Tätigkeit in Rio vergönnt sein möge.

Stiftungsfest der „Lyra“. Der Gesangsverein „Lyra“ beging am Sonnabendabend in dem geräumigen Vereinssaale in der Rua do Hospício 150 sein 21. Stiftungsfest. Der Aufgang sowie der Saal selbst waren reich mit Guirlanden, Blattpflanzen, Fahnen und Wimpeln geschmückt. Da das Wetter ausgezeichnet war, hatten sich Vereinsmitglieder und Gäste in so großer Zahl eingefunden, daß der Saal bis auf den letzten Platz gefüllt war. Unter den Gästen bemerkten wir die Herren vom deutschen Generalkonsulat sowie Vertreter der übrigen deutschen Vereine. Das Programm war sehr reichhaltig, sorgfältig einstudiert und gelangte exakt zur Ausführung. Eröffnet wurden die Festlichkeiten durch den Männerchor unter Leitung des Vereinsdirigenten, Herrn Manoel Faulhaber, mit dem Liede „Frühlingszeit“ von Abt. Als dann trug Herr Gutsch zwei Violinsoli, Kompositionen von Schumann und Orola, vor. Wir hatten schon neulich Gelegenheit festzustellen, daß Herr Gutsch ein Virtuos auf seinem Instrument ist. Schade, daß die Violine, die er besitzt, nicht so ausgezeichnet ist, wie der Spieler. Musikfreunde, an denen in Rio ja kein Mangel ist, sollten sich zusammentun und Herrn Gutsch, der sie so oft durch sein Spiel erfreut, eine ganz gute Geige stiften. Er vermöchte dann das letzte aus den Kompositionen herauszuholen, das Zeug dazu hat er. Herr Julio Machado, der über einen sehr schönen Tenor verfügt, sang eine Arie aus Faulhabers Leitung brachte „Frühlings Einzug“ von Massenets „Herodias“, für die ihm wohlverdienter Beifall zuteil wurde. Der Gemischte Chor unter Hrn.

Ecker zum Vortrag, worauf Herr Faulhaber bewies, daß er nicht nur ein guter Dirigent, sondern auch ein tüchtiger Komponist ist. Er spielte nämlich zwei eigene Klavierkompositionen, eine Romanze und einen Walzer. Wie man uns nachher sagte, hat Herr Faulhaber bereits eine ganze Reihe von Sachen komponiert, die hinter den vorgetragenen nicht zurückstehen. Brasilien ist nicht so reich an Komponisten, daß es sich diesen Namen — Herr Faulhaber ist geborener Brasilianer — nicht merken sollte. Zwischen zwei weiteren Männerchören, „Sabbatfeier“ von Abt und „Rheinweinlied“ von Zöllner, erfreute uns Herr Gutsch nochmals durch ein Violinsolo, Wieniawskis „Souvenir de Moscou“, bekanntlich eine der brilliantesten Kompositionen des polnischen Violin-Charmeurs. Damit war der musikalische Teil, während dessen Frau Machado in ebenso liebenswürdiger wie trefflicher Weise die Klavierbegleitungen übernommen hatte, beendet, und die jungen Damen des Vereins traten zum Reigen an. Herr Lehrer Bauer hatte sich große Mühe mit dem Einstudieren der beiden Reigen gegeben, und er hatte die Genugtuung, daß bei der Vorführung alles vorzüglich klappte. Herr Paul Schurig und andere Vereinsmitglieder brachten dann noch humoristische und parodistische Sachen zum Vortrag. Der Vereinspräsident, Herr Karl Schmidt, hielt zum Schluß eine Ansprache, in der er den Gästen für ihr Erscheinen und den Mitwirkenden für ihre Mühe dankte. Es sei erfreulich, daß der alte Verein neuerdings wieder einen kräftigen Aufschwung nehme und daß dank dem Eifer des Herrn Faulhaber der Chorgesang wieder mehr gepflegt werde. Zu wünschen wäre, daß sich noch mehr sangeskundige und sangesfreudige Damen und Herren dem Verein anschließen und dem Chore beiträten, damit das deutsche Lied wirklich in der Weise zur Geltung gebracht werden könne, die es verdient. Herr Schmidt schloß seine warm empfundene Ansprache mit einem Hoch auf die „Lyra“, in das die Festteilnehmer begeistert einstimmten. Damit erreichte der offizielle Teil des Programms sein Ende. Nach einer Erfrischungspause begann der Ball, zu dem die bekannte deutsche Musikkapelle aufspielte und der bis zum frühen Morgen währte. Die „Lyra“ kann somit auf ihr wohl gelungenes Stiftungsfest mit Befriedigung und Stolz zurückblicken.

Nilo Peçanha. Es ist aufgefallen, daß der Ex-Präsident, Dr. Nilo Peçanha, der auf den zahlreichen zu seinen Ehren veranstalteten Festen viele Reden halten muß, die gegenwärtige Regierung noch mit keiner Silbe gelobt hat. Er spricht vom Volk und nur vom Volk, von Wahlrecht und Wahlfreiheit, von politischer Moral und anderen guten Dingen und das hört sich gerade so an, als ob er in seinen Zuhörern die Sehnsucht nach diesen Dingen wecken wollte, denn von all dem, was er da lobt, ist heute nichts mehr vorhanden. Jetzt fragt man schon: will Nilo zu der Opposition übergehen? will er auf diese Weise seine Wahl vorbereiten, ist er auf der Jagd nach Popularität? Wenn dieses der Fall ist, dann soll er nur weiter gehen, denn er ist noch in der besten Erinnerung und deren gibt es sehr viele, die mit gelinder Wehmut an seine Regierung zurückdenken und sagen: besser war es damals doch.

Der Sieger von Ceará. Der Oberstleutnant Francisco Rabello ist im Kampfe um die Wurst, wollte sagen den Präsidentenstuhl von Ceará, wirklich Sieger geblieben. Gestern hat er Urlaub erhalten und sich mit dem Dampfer „Maranhão“ nach Fortaleza begeben. Vorher hatte im Cattetepalast eine Konferenz zwischen dem Bundespräsidenten, General Pinheiro Machado und den in Rio anwesenden

Vertretern von Ceará stattgefunden, einschließlich des Kandidaten a. D. Bezerril Fontenelle. In dieser Besprechung wurden die Friedensbedingungen nochmals bestätigt. Ueber den Inhalt der Bedingungen haben wir ja schon neulich gesprochen. Sie lauten darauf hinaus, daß in Zukunft kein Mitglied der „Cearenser Familie“ mehr von der Staatskrippe ausgeschlossen bleiben wird. Acciolysten und Oppositionelle (Rabellisten) werden fortan den Raub friedlich teilen. (Der Liebhaber drastischer Bilder könnte sagen, daß sie gemeinsam das Mark aus den Knochen, genannt Volk, saugen werden). Amüsant wird es sein, zu beobachten, wie die Bilderstürmer sich aus der Affäre ziehen werden, die neulich in ihrer Wut ob der Verzichtleistung des Herrn Rabello sein Konterfei auf offenem Markte verbrannten und die Straßenschilder mit seinem Namen zerschlugen. Wahrscheinlich werden sie jetzt am lautesten Hosannah brüllen.

Italienisch-türkischer Krieg.

Die modernen Italiener berufen sich gar so gerne auf ihre Abstammung von den alten Römern. Aus diesem Grunde führen ihre öffentlichen Akte noch immer die Bezeichnung des alten Rom: S. P. Qu. R., welches diese Buchstaben, eine Abkürzung für Senatus Populusque Romanus, zum Zeichen der völligen Einheit des Senates mit dem Volke unter die Beschlüsse setzte. Heute hat zwar Rom keinen Senat mehr, aber der Fremde findet diese Unterschrift noch überall, sogar, lachhafter Weise, auf den Mistwagen Roms, welche die stolze Inschrift tragen: Netezza pulbica, S. P. Qu. R. Doch auch noch in anderer Hinsicht haben die Jung-Italiener sich möglichst viel Aehnlichkeit mit ihren Alvordern bewahrt: die Ruhmredigkeit. Schon dem jungen Lateiner, der in Tertia das Werk Cäsars: De bello gallico, übersetzen muß, findet in jedem Kapitel einige Sätze, die ihm gar keine Schwierigkeiten mehr bereiten, weil sie sich beständig wiederholen. Und daran werden wir immer wieder beim gegenwärtigen Kriege erinnert: Wenn Cäsar die Gallier beschreibt, und das tut er sehr oft, so schildert er sie in den grellsten Farben. Sie seien von unbändiger Wildheit, unglaublicher Stärke, seltener Kriegsgewandtheit usw., dabei sei ihr Anblick so schrecklich, daß auch den Soldaten Furcht anwandle. Aber trotzdem seien die römischen Soldaten tapfer auf den Feind gestürzt, der in einer mehrfachen Uebermacht sich ihnen entgegengestellt habe. Dann schildert er das Gefecht, u. an jedem Schlusse heißt es: perpaucis de nostris caesis, hostes fugerunt. Ganz wenige von den Unsrigen wurden getötet, die Feinde aber flohen, nachdem sie eine große Menge von Toten und Verwundeten zu verzeichnen gehabt hatten.

Wir hatten oft und oft den Eindruck, als wenn die offizielle Kriegsberichterstattung Italiens sich in ihren Mitteilungen haarscharf an die Notizen Cäsars anlehne. Denn genau wie Cäsars Schlachtenbilder, sehen auch die Gemälde vom türkisch-italienischen Kriegsschauplatz aus. Voilà. Bei Misurat kam es gestern zu einem außerordentlich blutigen Kampfe. Die vereinigten Türken und Araber griffen uns mit ungeheurer Gewalt an, fast, als wollten sie die Schlappe bei Sidi-Said wieder ausmerzen. Man kämpfte Mann gegen Mann. Von früh vier Uhr dauerte dieses Gemetzel bis gegen Nachmittag. Das Schlachtfeld war bedeckt von Leichen und Verwundeten der Feinde, während wir nur 9 Tote und ganz wenige Verwundete hatten. Ist das nicht aus

dem Cäsar, de bello gallico, 'abgeschrieben'? Und das sollte man noch ernst nehmen? Mußten doch auch hier, bei Misurata die Kriegsschiffe wieder eingreifen, um die Landmacht zu unterstützen. Es gilt also dasselbe, was wir in voriger Nummer bereits gesagt. — Daß die Senussi-Stämme, nebenbei gesagt, die angesehensten und mächtigsten Stämme des nördlichen Arabiens sich neutral erklärt hätten, weil die Italiener die weitgehendsten Versprechungen gemacht, kann wahr sein, aber wer's glaubt, muß das auf eigene Verantwortung tun. Wir glauben es vorläufig nicht, denn es gibt ein Sprichwort in unserer Muttersprache: Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht.

Im Aegäischen Meere ist es still geworden. Keinerlei Nachrichten von den Aktionen der Flotte, von neuen Ueberfällen auf die kleinen Inseln. — Nichts, es herrscht Stille.

In Albanien dagegen haben die Türken alle Hände voll zu tun. Das reguläre, türkische Militär hat schon bereits mehrere Male nähere Bekanntschaft mit Aufständischen gemacht und hat noch jedesmal den Rückzug antreten müssen. Nicht nur das allein, Offiziere nebst Mannschaft zeigen schon nach dem ersten Kugelwechsel die Parlamentärsflagge und gehen zu den Aufständischen über. Dieses Vorgehen wiederholt sich bereits unzählige Male, und hat auch in Konstantinopel die Augen geöffnet. Die Regierung will fremde Regimenter nach Albanien werfen und verspricht sich von dieser Maßregel guten Erfolg. Vederemo! Wie vorausszusehen war, sitzt König Nikolaus am wärmenden Feuer und brät sich seine Kastanien. Nichts konnte für den alten Haudegen und grimmigen Türkenhasser gelegener kommen, als daß das von ihm insgeheim geschürte Feuer bei den Albanesen zum Ausbruch kam. Das Jahr 1878 wird wieder lebendig und fröhlich knallen die unfehlbaren Stützen von den „schwarzen Bergen“ auf die angestammten türkischen Feinde. Der Handschar, scharf wie des Rasiermessers Schneide, wird wieder Wunder persönlicher Kraft und unversieglischen Türkenhasses sehen. Nehmen wir auch die tripolitische Affäre nicht ernst, so halten wir doch dafür, daß ein Unwetter in der Türkei im Anzuge ist; denn aus Albanien steigen drohende Wolken auf. Vorläufig jedoch müssen wir abwarten, was die Zwei-Kaiser-Begegnung in den finnländischen Gewässern bezüglich des Krieges und der gesamten fatalen Lage der Türkei beschlossen hat. Deutschland, als Freund der Türkei und Rußland, als äußerst interessiert an allen Vorgängen auf dem Balkan, haben ganz gewiß die neuesten Vorgänge besprochen und auch jedenfalls sich entschlossen, aktiv in die Angelegenheit einzugreifen. Das beweist schon allein der Umstand, daß der deutsche Kanzler Bethmann-Hollweg nach Wien und Rom, Sasanow, der russische Minister, nach London und Paris geht, sobald die Kaiser-Begegnung beendet ist.

Unterhaltungsecke.

Auflösung des Such-Bildes:

Außer den beiden sichtbaren Personen sind noch 11 Personen auf dem Bilde, und zwar 1. Luftschiffer (Seil). 2. Junge auf dem Baum. (Bein). 3., 4., 5. u. 6. Kinder hinter dem linken Rand (Fahne, Gewehr, Ballon, Elefant). 7. Mann hinter dem Baumstamm (Schirm). 8. Kind hinter dem rechten Rand (Ball). 9. Dame hinter dem rechten Rand (Hund). 10. Mann hinter dem rechten Rand (Bierflasche). 11. Kind hinter dem Gebüsch (Drache).

Auflösung der Städtenamen-Umbildungs-Aufgabe:

Meh(lis Sa)gan — Mur(nau Heim)bach — Kai(ro Stock)ach — Gla(rus Wil)kau — Var(dö Bern)stadt.

Auflösung der Scherzfragen:

1. Ungarn. 2. Armbrust. 3. Kompaß.

Auflösung des Bilder-Rätsels:

Willst du geachtet sein, dann mach dich nicht gemein.

Auflösung der Skat-Aufgabe:

A hat s W, g K, e O, s D, s 10, s K, s O, s 9, s 8, s 7.
C: e W, r W, g 10, g 8, e 10, r 10, r O, r 9, r 8, r 7.

Verlauf:

1. s D, g O, g 10. 6. g 9, r W, c O.
2. r O, g K, r D. 7. r 7, s O, e 9.
3. s 10, g W, e W. 8. r 8, s 7, c K.
4. r 10, s W, e 7. 9. r 9, s 8, g D (plus 25).
5. s K, g 7, c 10 (plus 14). 10. e D, g 8, s 9.

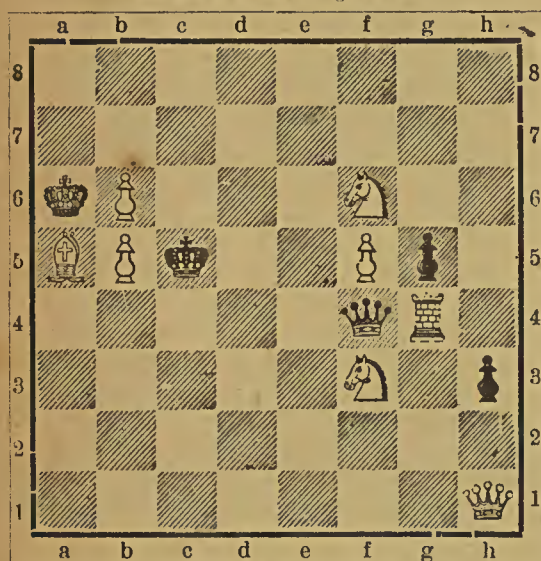
Im Skat liegen noch vier Augen.

Auflösung des Verbindungs-Rätsels:

1. Warmbrunn. 2. Ilse. 3. Erlangen. 4. Göttingen.
5. Ebro. 6. Weimar. 7. Oder. 8. Ninive. 9. Neustrelitz. 10. Ebro. 11. Nantes.

Wie gewonnen, so zerronnen.

Schach-Aufgabe.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Silben-Rätsel.

ahr al ei dee del dorp dun en esch ge horst lems ler
men neu o ras ri ro sa wei wil.

Aus vorstehenden 22 Silben sind 7 Ortsnamen zu bilden in folgender Reihenfolge: 1. Oldenburg. 2. Rheinprovinz. 3. Argentinien. 4. Niederlande. 5. Spanien. 6. Rheinprovinz. 7. Schottland.

Sind die Namen richtig gefunden, ergeben die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen eine die Gesundheit kräftigende Liebhaberei.

Rechenaufgabe.

Aus den je einmal zu verwendenden Ziffern 0, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 sollen zwei Brüche gebildet werden, deren Summe 1 beträgt. Gegeben sei $\frac{13}{26}$; aus den noch nicht benutzten sechs Ziffern ist der andere Bruch herzustellen. Welcher ist das?

Rätsel.

Ich ward verwöhnt, ich will es frei gestehen,
Niemand wird mehr bewundert und geliebt;
Kein Eiswind kann je diese Gunst verwehen,
So oft mich meine Freunde auch betrübt.

Ich bin sehr schön, das muß der Neid mir lassen.
Doeh zeig' ich oft ein grämliches Gesicht.
Man hätte vielmals Ursach', mich zu lassen,
Doeh, wie ich's treibe auch, man tut es nicht.

Mich lieben nicht bloß alle schönen Frauen,
Mich lieben Männer gar und Kinder schon,
Entgegen zieht man mir durch Wald und Auen
Und lauscht auf meiner Kehle Silberton.

Denn wenn ich will, kann ich gar reizend scheinen,
Dann strahlt im Sonnenglanz mein Angesicht,
Mein Ruhm begeistert schallt aus allen Hainen,
Und alt und jung sonnt sich in meinem Licht!

Ich wandle zwischen Knospen gern und Blüten,
Doeh Früchte hab' ich niemals noch geschmeckt:
Den Wein muß man vor meinem Zorne hüten,
Schon manche Rebe hab' ich hingestreckt.

Doeh werd' ich drum den Becher nicht verschmähen,
Nur lob' ich mir gewürz'gen, süßen Wein:
Wer ihn gekostet, wird mich wohl verstehen
Auf, Freunde, mich zu preisen, schenkt mir ein!

Bilder-Rätsel.



Briefkasten der Redaktion.

Biomalz. Das Nahrungsmittelpräparat bekommen Sie hier in jeder größeren Apotheke. Einzelne Firmen empfehlen wir nicht gerne im Briefkasten, um nicht den Anschein zu erwecken, als wenn wir die ändern zurücksetzen wollten.

Rosen-Kultur. Rosen werden jedes Jahr und zwar am besten in den Monaten Juni und Juli beschnitten. Dieselbe Zeit empfiehlt auch am sichersten die Anpflanzung.

Hammonia-Blumenau. Ihre Fragen sind von so folgenschwerer Bedeutung, daß wir uns nicht getrauen, Ihnen eine entscheidende Antwort zu geben. Kalkwerke gibt es natürlich hier. Gebaut wird in S. Paulo sehr viel, und zwar hauptsächlich mit Ziegelsteinen. Bruch und Backsteine sind weniger in Verwendung. Namen jener Banken, die sich mit Industrieunternehmungen beschäftigen, dürfen wir im Briefkasten nicht nennen, um keine zu bevorzugen. Wir empfehlen Ihnen für Ihre großzügigen Pläne eine Annonce in unserem Blatte zu veröffentlichen, um Ihrem Ziele näher zu kommen.

Die indischen Opale

Kriminal-Roman von Ernst Ludwig Grombeek.

(Schluß.)

Die Lampe blakte trüb auf, und Sanders schob hastig die Seite in den Schein des angezündeten Lichtes. Doch was war das? Sollten seine Augen von den Aufregungen der letzten Zeit zu angestrengt sein? Sollte er nervös sein? Er konnte auf der Seite nichts sehen. Er drehte die Lampe hell auf, strich sich mit der Hand über die Augen und richtete dann seine Blicke mit erzwungener Ruhe auf das Papier. Doch mit wildem Herzklopfen sprang er auf — war er etwa schon wahnsinnig? Denn was er sah, war nichts als eine Seite leeren, vergilbten Papiers. Die Stelle am Rand mit dem Wort „Nie“, das er so genau im Gedächtnis hatte war leer, vollständig leer. Das Wort fehlte!

Während Sanders mit heftigster Bestürzung auf das leere Blatt starrte, klopfte es plötzlich an die Tür. Ins Zimmer herein trat Erich Soltau.

Trotz der wilden Erregung, in der sich Sanders befand, sah er doch sofort, daß mit dem Freunde irgendetwas nicht in Ordnung war. Gewisse Unordnungen in der eleganten Toilette Soltaus machten Sanders darauf aufmerksam, daß etwas geschehen sei. Er sah in das Gesicht des Freundes: es war errötet und offenbar ein wenig verstört.

Sanders war als Rechtsanwalt gewohnt, seine eigenen Angelegenheiten immer vor denen seiner Besucher in den Hintergrund zu stellen. Und diese Angewohnheit, die sich auch auf sein ganzes Privatleben erstreckt hatte, ließ ihn jetzt sofort seine Erregung über die unbegreifliche Entdeckung im Tagebuche zurückdrängen und veranlaßte ihn zu der Frage: „Was hast du? Was ist mir dir geschehen?“

Soltau ließ sich in einen Stuhl fallen. Unwillkürlich erinnerte sich Sanders an jenen Tag, wo Soltau auf derselben Stelle saß, apathisch, gebrochen, hoffnungslos. Aber heute war er erregt, suchte offenbar nach Ausdrücken und hielt sein Temperament gewaltsam zurück.

„Höre,“ sagte Soltau, „mir ist etwas passiert, von dem ich nicht weiß, ob es sehr schlimm oder sehr gut ist.“

Sanders holte eine Flasche Wein und zwei Gläser, schob die Lampe auf dem Tisch zurecht, um Soltaus Gesicht besser sehen zu können, und lehnte sich in seinem Stuhl zurück, als gäbe es auf der Welt für ihn weiter nichts Interessanteres als Soltaus Erlebnis.

„Womit hängt das zusammen, was du erlebt hast?“ fragte er.

„Mit Brandorff!“ antwortete Soltau.

Jeder Zug in Sanders' Gesicht spannte sich.

Soltau goß ein halbes Glas Wein herunter und erzählte:

„Ich schlenderte heute nachmittag die Friedrichstraße langsam zum Oranienburger Tor hinauf. Meine Angelegenheit hatte ich erledigt, und um ein wenig die letzten warmen und sonnigen Stunden zu genießen, die wir wohl in diesem Jahr haben werden, beschloß ich, nach Tegel zu fahren. Daß mir gerade dieser entfernte Vorort einfiel, lag wohl zumeist daran, daß nach den Angaben der Leute, die auf so geheimnisvolle Weise dazu gemietet worden waren, den alten Brandorff kurz vor seinem Tode in sein

Blüthner Pianos

das beste deutsche Fabrikat
Alleinige Vertreter für den Staat São Paulo:

Barbosa & Lucehesi

Rua Barão de Itapetininga N. 20. — S. PAULO

Haus zurückzubringen, dieser in der Richtung von Tegel her zu dem Treffpunkt in der Müllerstraße transportiert wurde. — Kurz und gut, jene Gegend interessierte mich: ich wollte sie mit meinen eigenen Augen erforschen, und rasch entschlossen sprang ich auf einen eben vorüberfahrenden Straßenbahnwagen, der an seiner Stirnseite die Aufschrift „Tegel“ trug. Während der ganzen Fahrt beschäftigte sich mein Denken unausgesetzt mit jenem tragischen Erlebnis, nach dessen Lösung wir immer noch vergeblich suchen. Auf dem Vorderperron des Wagens stehend, musterte ich die Straßen, durch die wir fahren, mit der schärfsten Aufmerksamkeit! Schon zeigten sich zur Linken die Bäume eines spärlichen Wäldchens, und in der Ferne tauchten bereits die ersten Häuser von Tegel auf, als ich plötzlich vor mir auf dem Wege eine kleine, eckige Gestalt bemerkte, in der ich sofort Brandorffs ehemaligen Diener John erkannte. Du kennst meine Verachtung und den Haß, den ich gegen diesen Menschen hege. Warum wollte er nur damals gerade mich mit seinen versteckten und später deutlich wiederholten Andeutungen als Mörder Brandorffs gelten zu lassen? Es ist mir unbegreiflich, wenn ich nicht glauben sollte, er habe sich auf niederträchtige Weise für ein böses Wort, das ich ihm einmal zufällig gesagt haben mag, rächen wollen! Als ich ihn nun so vor mir auf der Straße sah, konnte ich mich nicht halten. Ich sprang von dem Wagen, um ihn zu stellen und zur Rechenschaft zu ziehen. Aber kaum war ich ihm nahe, als er, ohne sich umgedreht zu haben, anfangs schneller zu gehen. Auch ich beschleunigte sofort meinen Schritt, aber nun begann er mit seinen fixen Jocheisprungen sich in Trab zu setzen. Dieses hartnäckige Mir-aus-dem-Wege-Gehen kam mir höchst sonderbar vor, und ich wendete meine ganze Kraft an seine Verfolgung. Immerhin hatte er schon einen bedeutenden Vorsprung gewonnen und stand gerade vor dem großen Tegeler Park. Ich wußte, daß der Park jetzt geschlossen war, und freute mich schon, den Halunken endlich am Kragen packen zu können, als ich plötzlich sah, daß der Kerl die Stäbe des großen eisernen Tores erfaßte und wie ein Wiesel daran hinaufkletterte. Als ich atemlos ankam, war er längst drüben und rampte in den Wald. Ich schrie dem Wächter des Tores etwas zu, er zögerte zu öffnen, aber kurz entschlossen lief ich ein Stück am Gitter entlang und kletterte trotz der lauten Protestrufe des Wächters gleichfalls hinüber. Vor mir tat sich im leuchtenden Nachmittagslicht der ziemlich dichte Tegeler Laubwald auf, und unter seinen Schatten versuchte der Fliehende zu verschwinden. Aber ich war ihm auf den Fersen, und sooft er versuchte, über einen Hügel hinter den dicken Baumstämmen zu entkommen, so oft setzte ich ihm mit einer Ausdauer nach, die jetzt schon etwas von verbissener Wut an sich hatte. Schließlich kamen wir bei dieser Hetze zu dem Gitter, das den Park von der anderen Seite begrenzt. Wie-

der packte John zu und schwang sich hinüber. Bei unserer Jagd hatte uns schon das ungewisse Dämmern des sinkenden Tages überrascht. Ich sah ihn wie einen Schatten über das Gitter husehen. Ich hinterher, kletterte ihm nach, und als ich mich jenseits des Gitters umsah, befand ich mich in einer Straße, die zu einigen baufälligen kleinen Häusern führte. Weit hinter den Häusern sah ich einen rötlich glitzernden Schein in die Luft strahlen, es war wohl der See, in dem sich die Absonne spiegelte. Plötzlich, während ich noch den Fliehenden suchte, erhielt ich einen heftigen Stoß gegen die Brust, der mich umwarf. Der Schmerz raubte mir fast die Besinnung, ich konnte nur noch so viel erkennen, daß die dunkle Gestalt des Dieners, der mir so heintückisch aufgelauret hatte, eilends wie im Fluge die Straße entlangglitt. Ich versuchte mich aufzuraffen, es gelang. Mit den letzten Kräften nahm ich die Verfolgung auf, aber plötzlich war der dunkle Schatten verschwunden, als habe ihn die Erde verschlungen.

Ich eilte zur Stelle, wo ich John zuletzt zu sehen glaubte, und befand mich vor einem kleinen, verfallenen Hause, das mit einer grauen Mauer umgeben war. Das starke, hölzerne Tor war fest verschlossen. Vor den Fenstern lagen dichtverstaubte, grüne Fensterläden, doch nichts rührte sich. Ich mußte eine kleine Strecke zurückgehen, bis ich zum nächsten Hause kam. Durch das Fenster des Erdgeschosses sah ich Leute im Zimmer. Ich entschuldigte mich wegen der Störung und fragte, wer das kleine, einsame Haus eigentlich bewohne. Aber die Leute sahen mich verwundert an und sagten: „Da wohnt schon seit Jahren niemand. Wem das Haus gehört, wissen wir nicht. Der Besitzer läßt sich nie blicken, und das Haus steht leer. Die Kinder gehen nicht in seine Nähe, denn man sagt, es spukt dort.“

Sanders hatte schweigend zugehört. Doch kaum hatte Soltau geschlossen, so sprang er auf und rief: „Wir müssen hin! — Führe mich!“

In eiliger Fahrt begaben sich die beiden im Automobil auf dem Weg. Sanders war fest überzeugt, daß Soltau eine wichtige Fährte im Falle Brandorff entdeckt habe. Die Erzählung von der hastigen Flucht des Dieners John gab ihm die Idee, daß John etwas, wenn nicht alles von den Schuldigen, den Mördern Brandorffs, wußte, und Sanders wollte keine Zeit verlieren, um ihre Spur zu verfolgen. Es war fast schon ganz dunkel, als sie in Tegel ankamen. Auf der Seite des Ortes, die dem See abgewandt lag, wo die ärmlichen Häuschen zusammenstanden, waren die Straßen nur spärlich beleuchtet. Die breiten Laubdächer der großen Bäume verbreiteten hie und da dichtes Dunkel und raubten oft noch den letzten Blick zu den Lichtern des Nachthimmels. Endlich standen sie vor dem Hause, das Soltau als dasjenige bezeichnete, in dem John so spurlos verschwunden war. Es war stockfinster davor, nur von ferne leuchtete das trübe Licht einer Straßenlaterne herüber.

„Ich hätte nie geglaubt,“ sprach Soltau, „daß in der Nähe von Berlin solche Verlassenheit möglich ist. Wenn dies der Wohnsitz der Schurken ist, so haben sie ihn trefflich gewählt. Man versteht wohl, daß sich das Gerücht verbreiten konnte, das da sei ein Spukhaus!“

Plötzlich in der Eile besannen sich die Männer, daß sie ja in der Eile ohne jede Waffe fortgefahren waren. Aber nun half es nichts, man mußte sein Glück versuchen. Doch soviel sie auch ans Tor und an die Fensterladen klopfen und hämmerten, nichts regte sich. Alles war erfolglos.

Wie sie gerade das Vergebliche ihres Bemühens

einsahen und unschlüssig sich zum Gehen wenden wollten, hörten sie plötzlich hinter sich in der Dunkelheit der Bäume leise hüsteln. Sie fuhren zusammen, Soltau machte einen Schritt in die Dunkelheit hinein und rief:

„Wer ist da?“

Eine Gestalt kam aus dem schwarzen Schatten hervor, und in dem von drüben kommenden Laternenlicht erkannten die beiden einen alten, zerlumpten Mann, der lahm ging und sich auf eine Krücke stützte.

„Eine milde Gabe, liebe Herren, für ein Nachtlager!“ krächzte seine heisere Stimme.

Ach so, es war ein Bettler. Soltau warf ihm ein Geldstück in den Hut und fragte dabei:

„Hören Sie mal, Mann, kennen Sie das Haus hier?“

„Ja, ich kenn's wohl“, krächzte die dünne Stimme des Bettlers in die Nacht. „Schönen Dank auch für die Gabe, meine Herren, schönen Dank. Aber wenn Sie hier was suchen, da kommen Sie zu spät. Es ist niemand drin, niemand drin, meine Herren! Da kommen Sie zu spät, da kommen Sie zu spät!“ Und seine blecherne Stimme verlor sich in der Nacht. „Da kommen Sie zu spät!“ Mehr war aus ihm nicht herauszubringen. Offenbar war er schon altersschwach und dumm. Kopfschüttelnd humpelte er weg, immer die Worte murmelnd: „Da kommen Sie zu spät!“

Als er verschwunden war, fragte Soltau Sanders ganz ratlos: „Was ist jetzt zu tun? So, wie wir hier stehen, werden wir nie hinter das Geheimnis des Hauses kommen!“

Aber Sanders packte ihn am Arm und sagte: „Und wir werden doch dahinterkommen! — Ich habe eine Idee. — Die einzige Möglichkeit, Klarheit zu schaffen, ist mit Hilfe des Kriminalkommissars Redberg! Wir müssen zu Redberg!“

Man muß sagen, daß sie ein wenig erleichtert aufatmeten, als sie aus den düsteren Schatten des einsamen Hauses wieder ins Licht kamen. Aber auf der fast endlosen Fahrt zur Stadt kühlte die frische Abendluft ihre erhitzten Schläfen, und als sie in Berlin endlich vor der Wohnung des Kriminalkommissars ankamen, hatten beide Männer wieder das ruhige Auftreten erlangt, wie sie es im gewöhnlichen Leben zu zeigen pflegten.

„Es natürlich sehr leicht möglich,“ sagte Sanders, „daß wir jetzt den Kriminalkommissar nicht zu Hause treffen, aber wir wollen auf jeden Fall unser Glück versuchen!“

Als sie an der Türklingel schellten, machte ihnen eine ältere Dame auf. Es war die Haushälterin Redbergs. Sie bat die beiden Herren einzutreten. „Der Herr Kriminalkommissar ist augenblicklich nicht zu Hause“, sagte sie. „Aber wenn die Herren Soltau und Sanders heißen, so läßt der Herr Kommissar bitten, in der Wohnung von Herrn Sanders auf ihn zu warten!“

„Ja, so sind unsere Namen!“ erwiderte Sanders mit tiefem Erstaunen. Wie hatte Redberg wissen können, daß er und Soltau zusammen ihn heute abend aufsuchen würden! Aus der Haushälterin war nichts herauszubringen, ihre ganze Antwort beschränkte sich darauf: „Der Kriminalkommissar hat gesagt“ — und dann fing sie wieder von vorne an.

Die beiden fuhren also in die Wohnung des Rechtsanwalts, und während sie sich noch den Kopf zerbrachen über die rätselhafte Kenntnis Redbergs, klingelte es plötzlich, und Redberg selbst trat ein.

„Ah, guten Abend, meine Herren!“ rief er vergnügt aus. „Da sind Sie ja endlich. Nun, was sagen Sie zu Tegel im Finstern?“

In sprachlosem Erstaunen blickten ihn die beiden Besucher an.

„Ja, Herr Soltau,“ fuhr Redberg lachend fort, „es ist unangenehm, von einem englischen Preisboxer niedergeboxt zu werden! Haben Sie sich schon erholt?“

Mit starrer Bewunderung sah Erich Soltau den Kommissar an. Woher wußte dieser von seinem Renkontre mit dem Diener John? Es war doch beinahe, als wenn dieser Mann mit übernatürlichen Kräften im Bunde stände. Aber Redberg gab sich mit diesen Erfolgen noch nicht zufrieden.

„Wissen Sie, meine Herren,“ sprach er, „ich finde es höchst unklug von Ihnen, ja beinahe unverzeihlich, daß Sie in das kleine Haus eindringen wollten, so eilig und unvorbereitet, wie Sie gekommen waren! Wie können erwachsene Männer solche Torheiten begehen!“

„Aber woher können Sie nur das alles wissen?“ rief jetzt Sanders aufspringend aus.

Doch Redberg wich aus: „Meine Herren, Sie kamen zu spät!“

Und plötzlich duckte er sich nieder, sein Gesicht legte sich in uralte Falten, und eine rauhe Stimme, die sie sofort wiedererkannten, krächzte: „Ja, da kamen Sie zu spät, da kamen Sie zu spät!“ Es war die Stimme des alten Bettlers, der sie im Schatten der mächtigen Bäume so erschreckt hatte.

Nun ward ihnen alles klar: der Bettler war Redberg selbst gewesen, es war eine der Verkleidungen, in denen er unerkannt seinen Forschungen nachging.

Dem Rechtsanwalt Sanders inponierte dieser Mann, der bei allen wichtigen Momenten, wo nur die geringste Aussicht auf Erfolg und Klärung des Dunkels war, unbemerkt selbst seine Beobachtungen anstellte, während er vor der Welt die Maske des eleganten Durchschnittsbeamten wahrte. Wenn der Kommissar trotzdem bis jetzt noch keinen Erfolg gehabt hatte, so lag das eben an der ganzen Kompliziertheit des Falles, an der Unnahbarkeit dieser stets entschlüpfenden, unheimlichen Gesellen, die die Urheber des Verbrechens waren und deren Dasein man von Zeit zu Zeit mit bedrückender Gewalt fühlte.

Sanders wußte, mit einem Manne wie Redberg konnte man nicht anders als klar und ehrlich sprechen. Er wandte sich zu dem Kommissar: „Seien wir endlich einmal offen zueinander, lieber Herr von Redberg!“ rief er. „Ich sehe, daß Sie einen bestimmten Verdacht haben. Irre ich mich, wenn ich annehme, daß er Ihnen an dem Tage von Brandorffs Begräbnis zum ersten Male kam?“

Redberg erwiderte ruhig: „Das stimmt doch nicht ganz, Herr Rechtsanwalt. Seitdem seinerzeit durch die Bekundungen der Leute, die den sterbenden Brandorff in seine Wohnung zurückbrachten, die Spur der Verbrecher nach Tegel wies, dehnte ich meine Streifereien häufig nach jenem Ort aus. Und da sah ich einige Male den einstigen Brandorffschen Diener John Barker in jenem verfallenen Hause verschwinden, vor dem ich Sie heute abend traf. Und einmal folgte ihm auf dem Fuße ein gut gekleideter Herr, der nämlich, bei dessen Anblick Fräulein Brandorff am Kirchhofsore in Ohnmaecht fiel. Diese sonderbaren Umstände erweckten damals meinen lebhaftesten Argwohn und meine Nachforschungen haben ihn inzwischen nur verstärkt.“

Sanders dachte einen Moment nach und fragte dann: „Aber wenn Sie Verdacht haben, warum haben Sie noch keine Verhaftung vorgenommen?“

Aber Redberg mußte ihm antworten: „Ich konnte das nicht. Mein Verdacht ist lediglich privater Na-

tur. Ich beobachte nur. Der Beweis dafür, daß der Betreffende jemals mit Brandorff in irgendeiner Verbindung stand, wäre erst zu erbringen.“

Dies war ein Argument, gegen das man nichts sagen konnte. Doch Redberg unterbrach plötzlich seinen Gedankengang, sah Sanders heiter an und fragte:

„Uebrigens, Herr Rechtsanwalt, weil wir gerade auf den Tag von Brandorffs Begräbnis gekommen sind, erinnern Sie sich noch unserer Wette?“

„Welcher Wette?“ fragte Sanders erstaunt.

„Sehen Sie,“ sagte Redberg schmunzelnd, „ich dachte mir, daß Sie es vergessen würden! Nun, unsere Wette auf dem Kirchhof, wegen des Tagebuches. Sie behaupteten, etwas Neues gefunden zu haben, ich erlaubte mir diese Möglichkeit zu bestreiten. Was ist nun damit?“

Sanders Gesicht verdüsterte sich.

„Ich wage kaum davon zu sprechen,“ antwortete er leise, „weil es mir fast vorkommt, als müßte ich an meinem Verstand zweifeln. Was ich Ihnen damals sagte, hat sich in der Tat als unrichtig herausgestellt. Das neue Wort, das ich damals zu finden glaubte, existiert nicht!“

„So, so,“ sagte Redberg, „es existiert nicht — aber wie kamen Sie nur damals darauf, seine Existenz so fest zu behaupten?“

Sanders antwortete mit trauriger Stimme:

„Bitte, halten Sie mich ruhig für verrückt. Als ich das Tagebuch seinerzeit aus meiner Brusttasche zog und durchblätterte, habe ich auf der letzten Seite mit meinen leiblichen Augen das Wort zu erblicken geglaubt. Heute, bevor Soltau kam, sah ich das Tagebuch wieder an und merkte, daß Sie recht hatten: das Wort ist nicht vorhanden! — Vielleicht muß ich meine damalige Wahrnehmung der starken Erregung und Nervosität zuschreiben, in die mich die Ereignisse im Hause Brandorff versetzt hatten. Aber ich kann Ihnen sagen, bisher waren selbst in meinen erregtesten Augenblicken meine Beobachtungen klar geblieben!“

„Bitte holen Sie doch das Tagebuch her!“ war Redbergs Antwort.

Sanders brachte das kleine braune Buch herbei.

Erich Soltau saß mit abwesender Miene in seinem Fauteuil dicht bei dem Tische. Er hörte offenbar gar nicht recht auf das Gespräch der beiden. Er starrte in die Flamme der Stehlampe, die dicht vor ihm an der Ecke des Tisches stand, und drehte mißmutig an den Quasten der Tischdecke. Vielleicht war er im Geiste noch bei der mißglückten Verfolgung Johns, und verärgert darüber, daß ihm jener Bursche doch entschlüpft war. Gedankenverloren beobachtete er das langsame Abbrennen des Dochtes.

Redberg nahm das Tagebuch, breitete die einzelnen Blätter aus und untersuchte sie sorgfältig. Dann schüttelte er den Kopf.

„Nein, lieber Herr Rechtsanwalt, ich glaube, Sie haben sich damals wirklich geirrt — da ist aber auch gar nichts anderes zu sehen, als was ich schon am ersten Tage sah!“ Er legte die Blätter wieder in den Deckel hinein, klappte ihn zu und legte das Buch auf den Tisch. „Und nun, meine Herren,“ sagte er, „heißt es nachdenken und sich gemeinsam besinnen, was wir an Beobachtungen und Verdachtsgründen gegen Mohl vorbringen könnten!“

„Gegen Mohl?“ Soltau fuhr in seinem Fauteuil zusammen. Sein Gesicht war bleich. „Was für ein Verdacht bezieht sich auf Herrn von Mohl?“ fragte er mit zitternder Stimme.

Redberg erwiderte langsam, laut, jedes Wort betonend: „Der Fall Brandorff!“

„Mein Gott!“ schrie Soltau und sprang wild auf. „Erich, die Lampe!“ rief Sanders. Aber schon war es zu spät. Kraehend klirrte etwas zusammen, und plötzlich war es hell und quahnig im Zimmer, und aus drei Kehlen erscholl der Ruf:

„Feuer!“

Ueber den Tisch wogte es von rotzüngelnden Flammen.

In die Angst hinein rief Redberg plötzlich: „Den Teppich hoch!“ Die anderen verstanden ihn. Sie packten halb erstickt, zu und schleuderten den Teppich auf das Feuer. Sanders eilte ans Fenster und stieß es auf. Das Feuer war erstickt, und der Qualm zog langsam ab.

Soltau drehte die grelle Glühlampe auf, die zur Nachtbeleuchtung diente. Es zeigte sich, daß der Schaden gar nicht so schlimm war. Im ersten Moment hatte das alles viel gefährlicher ausgesehen. Man nahm den Teppich vorsichtig herab. „Das Tagebuch ist angekohlt!“ rief Redberg. Sanders, im Verantwortlichkeitsgefühl, griff zuerst nach dem braunen, jetzt hie und da schwärzlich aussehenden Buch. Er wollte das Schloß einknipsen und es weglegen, als er es mechanisch noch einmal durchblätterte. Plötzlich schrie er heiser auf:

„Die Schrift — o hier, hier! Da ist noch etwas geschrieben!“

Redberg sah schnell über seine Schulter und sagte ruhig: „Sympathetische Tinte!“

Sanders schlug sich vor den Kopf: „O ich Esel, ich Esel! Daß ich es nicht damals merkte! Die Schrift wird sichtbar, wenn das Papier erwärmt wird! Damals, als ich in meiner Brusttasche die letzte Seite mit meiner Körpertemperatur anwärmte. Hier, sehen Sie — hier unten, da steht das Wort: „Nie!“ Und er begann im Zimmer herumzutanzten: „Sehen Sie — ich hatte recht, da steht das Wort!“

Und mitten unter den dampfenden, verkohlten Trümmern lasen die drei Männer die folgenden Seiten.

XV.

Enthüllungen.

Sanders hielt das schon etwas angekohlte Buch in der Hand.

„Sie erinnern sich doch noch der vorhergehenden Blätter, nicht wahr? Jener geheimnisvollen Fahrt Brandorffs nach dem Goldenen Horn, deren Beschreibung plötzlich dem Liebesabenteuer von Brandorffs ungenanntem Gefährten abbricht. Nun lese ich hier auf den folgenden Seiten, deren Schrift durch die Wärme plötzlich sichtbar geworden ist: Stambul.“

Die Sache wird durch das Abenteuer mit Madame Signotani so verwickelt, daß ich nicht mehr wage, alles niederzuschreiben, was ich erlebe. Und doch scheint mir die ganze Reise so denkwürdig zu sein, daß ich den Drang in mir fühle, das Wesentliche festzuhalten. Sollte ich einst einen Erben haben, so ist meine Absicht, meinem Kinde vor meinem Tode das Geheimnis der sympathetischen Tinte zu enthüllen, damit es weiß, mit wie vielen Anstrengungen und Wagnissen sein Vater zu dem Gelde gekommen ist, von dem es lebt.

Mein kleines Bankgeschäft in Deutschland war durch Spekulationen ruiniert. Es war ein ehrlicher Bankrott, und als ich den letzten Gläubiger abgefunden hatte, war ich mittellos. Es gelang mir in einem Bankhause in Paris Stellung zu bekommen, und ich nahm sie an, weil mich Paris lockte. Ich war bereits zwei Jahre in dem Hause und arbeitete im Vorzimmer des Chefs als Korrespondent, da kam eines Tages, kurz vor Schluß der Arbeit, ein Herr, dem man trotz seiner Pariser Eleganz sofort den Orientalen ansah. Er hatte im Privatzimmer des

Chefs eine lange Unterredung. Dann öffnete sich die Tür, und ich hörte meinen Chef sagen: „Nein, ich bedaure es unendlich, aber ich kann es nicht machen. Es könnten Komplikationen entstehen, denen ich nicht gewachsen bin!“ Darauf sagte der andere: „Aber ich versichere Ihnen, das alles ist ganz gefahrlos. Wir brauchen nur einen zuverlässigen Mann, der arbeitsam ist und die Augen offen behält.“ Aber mein Chef antwortete: „Es geht wirklich nicht, meine Mittel sind nicht groß genug.“

Das ganze Aeußere des Besuchers und die paar aufgeschnappten Worte hatten mich erregt. Er brauchte einen zuverlässigen, arbeitsamen Mann? Ich dachte gar nicht daran, daß er einen Geldmann meinen konnte. Ich dachte nur das eine: „Solch ein Mann war doch ich!“ Der Besucher konnte unser Haus noch kaum verlassen haben. Meine Arbeit war beendet. Ich ergriff meinen Hut und eilte ihm nach. Wenige Schritte vor mir sah ich den Herrn. Ich ging hinter ihm her und folgte ihm durch die Straßen. So waren wir in einer kleinen, engen Gasse auf dem linken Ufer der Seine angekommen, in einem dunklen, von verworfenem Gesindel bewohnten Viertel. Plötzlich drehte der Verfolgte sich um, sah mich scharf an und kam auf mich zu. Ich blieb stehen mit klopfendem Herzen. Dicht vor mir sagte er mit leiser, scharfer Stimme: „Warum gehen Sie mir nach? — Was wollen Sie? Machen Sie es kurz!“

Ich sagte: „Ich bin Korrespondent des Bankhauses, in dem Sie eben waren. Ich hörte, daß Sie einen zuverlässigen Mann brauchen. Ich bin es!“

Er lachte kurz: „Ich brauche einen Bankier!“

„Ich war früher Bankier!“ erwiderte ich.

„So, so!“ nickte er, indem er mich scharf betrachtete. „Nun erzählen Sie mir von sich, vielleicht entscheidet sich etwas zu Ihren Gunsten!“

Ich ging neben ihm her und teilte ihm mein Schicksal mit. Er hörte schweigend zu. Als ich zu Ende war, sagte er: „Gut, ich glaube Ihnen. Vielleicht kann ich Sie gebrauchen, folgen Sie mir!“

Seine Wohnung lag in einem kleinen, unseheinbaren Hause, und man mußte zu ihr eine knarrende Wendeltreppe emporsteigen. Er schloß auf, und ich trat in einen dunklen Gang. Dann stieß er die Tür auf. Ich fuhr erschrocken zurück, geblendet von dem Glanz vieler Lichter, die ein mit den kostbarsten orientalischen Teppichen ausgeschlagenes Gemach, dessen Vorhandensein in einem Pariser Miethause ich nicht vermutet hatte, strahlend erhellten. Der Bewohner dieses kostbaren Raumes brachte Erfrischungen nach orientalischer Sitte herbei, und nun vernahm ich jene Worte, deren Inhalt mein ganzes Leben ändern sollte.

Ich erfuhr, daß Abdul Assud, so hieß mein Wirt, ein Abgesandter der Partei der Jungtürken war. Damals war die Partei im Aufblühen. Doch brauchte sie, um ein moralisches Uebergewicht zu bekommen, zweierlei: Geld und die Sympathie einer europäischen Großmacht.

„Glauben Sie, daß Sie uns nützlich sein können?“ fragte mich Abdul Assud.

„Ja, ich glaube es!“ antwortete ich nach kurzem Besinnen. Mir fiel plötzlich ein, daß es für mich seltsamerweise eher möglich war, für die Partei die Verbindung mit einer Gesandtschaft herzustellen, als mit einem Bankhause. Ich kannte nämlich einen jungen Attaché, den ich in Paris wiedergetroffen hatte. Er war stets in Geldverlegenheiten, die mehrmals durch meine Vermittelung behoben wurden, und wir waren recht intim miteinander geworden. An ihn beschloß ich mich zu wenden. Vielleicht war es möglich, etwas zu erreichen, natürlich ohne daß die türkische Botschaft in Paris davon Wind bekam.

Ich suchte also den Attaché auf. Er befand sich wieder in ärgster Geldverlegenheit, und, Hilfe witternd, ging er nach einigem Zögern auf alles ein.

Damit mein Kind auch von diesen Einzelheiten weiß, will ich hier endlich den Namen dessen nennen, den ich vorne nur angedeutet habe: Mein Gefährte heißt Anton von Mohl.“

Ein heftiger Schlag auf den Tisch unterbrach den Lesenden. Soltau war es, der rief: „Lies es noch einmal, Sanders, noch einmal! Mein Gott, wer hätte das geahnt, daß der Name Mohl hier auftauchen würde!“

Doch Redberg unterbrach ihn und sagte mit ruhiger Stimme: „Anton von Mohl war der Vater Ihres Bekannten Hugo von Mohl. Ich habe nach der Familie geforscht. Aber ich wußte nicht, daß sich Anton von Mohl je an der jungtürkischen Geheimbewegung beteiligt hat!“

Und nun berichtete Sanders dem Kommissar, was ihnen Nured-Bei von der Partei der Jungtürken mitgeteilt hatte.

Soltau ging aufs höchste erregt im Zimmer auf und ab:

„Mohl war ja die Ursache meines Schweigens vor dem Untersuchungsrichter!“ rief er lebhaft. „Damals in der Nacht gestand ich Brandorff, daß ich Spielschulden an Mohl hatte. Kaum hatte ich das gesagt, als mein Oheim mich in der heftigsten Weise beschimpfte, mich einen Betrüger nannte und mir vorwarf, ich bewürbe mich um seine Tochter nur aus Berechnung. Die Schulden habe ich, da meine Geldkalamität nur eine vorübergehende war, unterdes längst bezahlt. Aber damals konnte ich natürlich weder von ihnen als Ursache noch vom beleidigenden Inhalt der Worte meines Onkels sprechen. Es wäre zu kompromittierend gewesen!“

„Und doch wußte ich von deinen Schulden!“ sagte Sanders.

„Woher?“

„Von Mohl selbst!“

Sanders hielt das Buch noch in der Hand. Er sah wie Soltau nach Worten rang, wie tausend Entschlüsse in ihm kämpften, tausend Gedanken laut werden wollten. Doch um jede Voreiligkeit bei Soltau zu verhüten, sprach er mit fester Stimme: „Ich begreife deine Erregung vollkommen, Erich. Aber ich bitte dich, beruhige dich jetzt. Wir müssen erst das Ganze hören, ehe wir die Fäden der Begebnisse im einzelnen Ueberblicken können. Und eher dürfen wir nicht handeln. Ich lese also jetzt weiter!“ Und Sanders fuhr in der Lektüre des Tagebuchs fort: „Der geheime Oberhaupt der Jungtürken ist Mustapha Fasil-Pascha.“

Sanders und Soltau tauschten einen Blick des Einverständnisses aus, denn auch dieser Name war ihnen aus der Erzählung Nured-Beis ein bekannter.

Sanders las weiter:

„Anton von Mohl verstand es durch seine Eigenschaft als Attaché, mehrerer Geldleute unter Discretion glauben zu machen, eine europäische Großmacht stände der Bewegung der Jungtürken nicht unfreundlich gegenüber. In Wahrheit durfte natürlich niemand auf der Gesandtschaft etwas davon erfahren, denn die Mächte hüteten sich wohl, in die verworrenen Verhältnisse der Türkei einzugreifen.“

So geschickt Anton von Mohl sich im Anknüpfen von Beziehungen erwies, so unzuverlässig ist er. Für ihn ist es dasselbe, ob er Politik mit Staaten oder mit Frauenherzen treibt. Das Abenteuer mit der Signotani, die in den Harem eines vornehmen Türken kam, hätte uns beinahe um den Zweck unserer ganzen Anstrengungen gebracht. Es war das Unglaublichste, was ich je erlebt habe.

Nachdem wir in Stambul diese und jene Mitglieder der Partei kennen gelernt hatten, merkten wir endlich, daß man uns absichtlich vom Oberhaupte fernhielt. Offenbar wollte man uns auf unsere Gesinnungen und Fähigkeiten prüfen. Wir drangen endlich darauf, das Oberhaupt kennen zu lernen, und Mohl, der in solchen Momenten sehr geschickt und energisch ist, drohte, wir würden die Türkei mit allen unsern Mitteln verlassen, falls dies nicht binnen drei Tagen geschehen würde. Das wirkte. Schon am folgenden Tage wurden wir zu Mustapha Fasil-Pascha geführt.

Mustapha Fasil-Pascha, ein schöner, kräftiger Mann mit mutblitzenden Augen, empfing uns mit der kostbarsten Bewirtung, die wohl je Europäer bei einem Türken genossen.

Kaum hat auch wohl je ein Europäerauge die Pracht eines solchen Hauses wie das seine gesehen. Doch so prächtig das Haus Mustapha Fasils war, so einfach ging er selbst einher. Ein weißes Gewand war sein Kleid, als verschmähte er absichtlich jeden Schmuck, den die Orientalen so sehr lieben. Nur eines fiel auf: ein weißer Ledergürtel, an dessen Schnalle zwei grünlich irisierende Opale von ungeheuerlicher Größe saßen. Mohl konnte nicht anders als ihn nach diesen beiden Steinen fragen. Doch da wurde das Gesicht Mustapha Fasils sogleich tiefernt. Mit feierlicher Stimme sprach er: „Diese Steine sind der Schutz und Hort unserer Partei. Einst trug sie der Sultan, den wir stürzen wollen. Indien ist ihre Heimat, und der Schweiß, das Geld und das Blut unzähliger Türken klebt an ihnen, mit denen der Herrscher seine Prachtliebe und seine Gesundheit erkaufte. Nun aber haben wir sie erlangt. Mit dem Besitz der Steine sind die Kraft und der Mut des Sultanhauses auf unsere Partei übergegangen. Doch seht“ — er winkte einem Sklaven, der ein Samtetui herbeibrachte — „in Damaskus ließ ich nach geheimem Verfahren diese Steine nachmachen. Sie täuschen jeden, der die echten nicht kennt.“ Und er nahm aus dem Etui zwei Steine, die den beiden Riesenschnallen täuschend glichen. Jedem von uns machte er einen zum Geschenk, als geheimes Erkennungszeichen bei den hohen Führern der Partei. Mohl bat mich später, ihm den meinigen zu schenken, und da ich ohne seine Hilfe meinen Plan nicht hätte ausführen können, so tat ich ihm den Gefallen.

An Bord. In den nächsten Wochen ging alles gut. Es gelang uns, ein großes Pariser Bankhaus zu bewegen, die Partei zu unterstützen. Das Haus errichtete ein Tochterhaus in Pera unter der Leitung eines französischen Bankiers. Mohl und ich waren durch unsere Bemühungen nunmehr vermögende Männer geworden. Der Tag unserer Abreise kam. Ich sah Mohl in der letzten Zeit selten, und das flößte mir Besorgnisse ein, denn ich fürchtete, daß er Dummheiten machte. Meine Furcht sollte sich am letzten Tage in Entsetzen verwandeln. Vor unserer Abreise wollte Mustapha Fasil-Pascha uns ein großes Fest geben.

Am Morgen des Tages, an dem das Fest stattfinden sollte, kam Mohl plötzlich zu mir. „Hören Sie, Brandorff, ich habe Ihnen lange etwas verschwiegen. Unsere Abreise steht bevor, ich muß es Ihnen also sagen. Wissen Sie, in wessen Harem Madame Signotani ist?“ Mich durchzuckte ein tödlicher Schreck. Ich unterbrach ihn: „Doch nicht etwa“ — — „Ja, ja,“ nickte er, „sprechen Sie es ruhig aus: im Harem von Mustapha Fasil-Pascha!“ „Um Gottes willen, Unglücksmensch!“ rief ich aus, „Sie verderben uns!“ „Nein, nein!“ rief er. „Seien Sie beruhigt. Ihnen wird nichts geschehen. Madame Signotani, die eigentlich Madame de

Trémame heißt und durch die verdammten Künste des Italieners hierhergebracht worden ist, wird uns noch heute abend aufs Schiff folgen!"

Ich war sprachlos — war Mohl ganz des Teufels? Wollte er durchaus eines grausamen Rachetodes sterben? Aber er blieb auf alle Einwendungen verstockt. „Nein, nein! Brandorff,“ rief er. „Sie werden mich nicht von meinem Vorhaben abwendig machen. Noch heute fliehe ich mit ihr, denn ich liebe dieses Weib.“

Was sollte ich machen? Ich konnte nicht anderes tun, als ihm bei der Flucht zu helfen. Und so teilte er mir mit, daß die Haremswächter bestochen seien. Am Abend, wenn Mustapha Fasil-Pascha das große Fest vorbereitete und im Hause die Verwirrung der Feststimmung herrschte, sollte Madame de Trémame in Sklavenkleidung fliehen. Natürlich durften wir zur Stunde, wo man uns erwartete, nicht erscheinen, sondern mußten noch am selben Abend, also einen Tag früher, als eigentlich festgesetzt war, auf einem der gerade abfahrenden Enropadampfer das Weite suchen.

In fieberhafter Erregung ging ich nachmittags an Bord der nach England bestimmten „Morney“, nachdem ich noch vorher einen Diener an Mustapha Fasil-Pasche geschickt hatte, wir würden uns um 10 Uhr nachts einfinden.

Schon um 9 Uhr sollte unser Schiff abgehen. Ich stand an Bord, die Ankerketten rasselten schon langsam hoch. Mein Gefährte war noch nicht da. Schon setzte sich das Schiff langsam in Bewegung, als ein mit zwei Menschen besetztes Boot hastig auf uns zukam. Es waren Mohl und die Geraubte. Er stieg mit ihr an Bord, kam auf mich zugelaufen, drückte mir ein Päckchen in die Hand und flüsterte:

„Verwahren Sie mir das, bis ich Sie darum bitte! Niemand darf es bei mir finden, falls man uns verfolgt!“ Und verschwand mit der Dame in der Kajüte, die er bestellt hatte.

Ich drehte das Päckchen, das mir Mohl gegeben hatte, in der Hand hin und her und löste voller Spannung die Umhüllung. Meine Finger fühlten Kaltes, Glattes.

Plötzlich durchzuckte mich ungeneues Entsetzen. In meiner Hand hielt ich die Opale vom Gürtel Mustaphas. Sofort wußte ich: in seiner krankhaften Gier, alles zu begehren, worauf sein Auge wohlgefällig haften blieb, hatte Mohl seine Freundin veranlaßt, die Opale zu rauben.

London. Endlich bin ich auf dem Festland. Nichts von alledem geschah, was ich fürchtete. Niemand verfolgte uns. Mohl ist fort, verschwunden. Eines Morgens stellte sich heraus, daß er sich mit seiner Begleiterin in der Nacht aussetzen und von einem begegnenden Dampfer aufnehmen ließ. Er hinterließ mir nicht eine Silbe der Erklärung oder des Abschiedes. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Die Opale habe ich noch. Was soll ich mit ihnen beginnen? Die ganze Manier von Mohls Verschwinden entspricht ganz seinem Charakter. Ich erwarte Nachricht von ihm.

London. Drei Monate später. Von Mohl habe ich nichts mehr gehört. Seine Opale, die mir immer wieder von neuem unheimlich sind, bewahre ich immer noch. Die Türken regen sich nicht.

Meine Geschäfte gehen gut. Es scheint, als bringe mir das Geld der Türken Glück. Ich schließe hier das Tagebuch.

Dir, mein Kind, das Du diese Zeilen lesen wirst, schreibe ich zur Warnung vor allzu kühnen Plänen:

Ich vergesse jene Tage der Demütigung, der Erregung, Qual, Verzweiflung und der endlichen Sicherheit nie!“

Das Buch war zu Ende. Es schloß mit jenem Wörtchen „nie“, das Sanders in so tiefe Verwirrung gesetzt hatte.

In Gedanken versunken über den seltsamen Inhalt der Blätter, sprach keiner von den drei Männern ein Wort.

Redberg faßte sich zuerst. „Hier galt es zu handeln“, sagte er. „Das Buch ist ein Zeuge dafür, daß zwischen den Familien Mohl und Brandorff eine bisher unbekannte Verbindung bestand. Wenn ich vorläufig in dieser Sache nichts tun kann, so möchte ich wenigstens versuchen, in die Geheimnisse des verschlossenen Hauses einzudringen. Folgen Sie mir, meine Herren!“

Die drei Männer brachen trotz der späten Stunde — es war mittlerweile neun Uhr geworden — auf, und wieder ging es zu jenem entfernten Vorort im Norden Berlins, in dem das verlassene, unheimliche Häuschen stand.

Auf Redbergs Rat nahmen Sanders und Soltau ihre Revolver mit, und dann fuhren sie, um ihr Kommen in jener einsamen Gegend unauffälliger zu machen, diesmal mit der Straßenbahn anstatt mit dem Automobil. Keiner von ihnen aber sah, daß sich, als die drei Männer aus Sanders' Haus traten, vom Schatten des gegenüberliegenden Hansflures eine dunkle Gestalt losmachte, die ihnen folgte.

Und wie sie nun durch die Straßen der Arbeiterviertel fuhren, wie die Bahn im Staub und Schmutz der spärlich beleuchteten Landstraße unter dem schwülen, gewitterschwangeren Nachthimmel Berlins einhersauste, da ahnte niemand von ihnen, wer die tiefverschleierte Frau war, die ihnen im zweiten Wagen folgte. Wie eine aufblitzende Perlenkette hinter einem dunklen Schleier glänzten drüben die Lichter der Stadt.

Sie stiegen an der Endstation aus, und nun wanderten sie schweigend unter dem Schatten der mächtigen Bäume jenen wohlbekannten Weg, den jeder von ihnen erst wenige Stunden vorher zurückgelegt hatte.

Die Luft wurde immer drückender; ein Gewitter schien heraufzuziehen. Hie und da sickerte es sacht herunter: Die ersten Tropfen drangen durch das Laubdach. — Nun passierten sie das Haus mit der letzten Laterne, in dem man Soltau Ankunft gegeben hatte. Jetzt führte sie nur noch der immer schwächer werdende, trübe Laternenschein: Sie waren am Ziele.

Der viereckige Bau ragte schwarz empor, und die tiefen, dunklen Schatten ein paar Schritte weiter bezeugten, daß dort die Mauer anfang, die das Gebäude umschloß.

Plötzlich durchzuckte ein heller Strahl das Dunkel: Redberg hatte seine Blendlaterne entzündet. Im Hause regte sich nichts; kein Geräusch, kein Laut war zu hören.

Sie klopfen an das Tor, an die Fensterladen, alles blieb still.

Redberg sagte leise: „So, nun aber keine Zeit verloren! Sanders, ich steige auf Ihre Schulter und klettere über die Mauer!“

Er schwang sich hinauf und saß im nächsten Augenblick rittlings auf der Mauer. Dann glitt er jenseits hinab. Einen Moment standen Sanders und Soltau in einem bangen Dunkel, denn mit Redberg war auch das Licht der Blendlaterne verschwunden. — Plötzlich klorrte es vor ihnen. Das kleine Holztür öffnete sich knarrend, und Redberg erschien schmunzelnd.

„Kommen Sie!“ winkte er leise. Der Hof lag still, hinten ragte ein großer Schuppen in die Nacht.

Sie folgten Redberg, der mit Hilfe der Blendlaterne vom Hofe aus den Eingang ins Haus fand. Die Haustür war unverschlossen; sie stießen die knarrende Pforte auf und befanden sich in der Modellatmosphäre eines vernachlässigten Zimmers. Bisher hatten sie sich so leise wie möglich bewegt. Plötzlich klopfte es gegen die Fensterläden. Alle drei hielten einen Moment erschreckt den Atem an. Redberg blickte vorsichtig durch einen Spalt im Laden und flüsterte: „Eine Frau ist es!“ Sekundenlang herrschte Stille. Dann vernahm man von außen eine Stimme: „Machen Sie doch auf! — Ich muß hinein zu Ihnen!“

Soltau fuhr auf: „Das ist ja Cecily's Stimme! Sie ist hier! — Sie kann draußen nicht stehen bleiben!“

Er eilte hinaus und holte die verschleierte Cecily ins Zimmer.

„Ich wollte den Rechtsanwalt trotz der vorgerückten Abendstunde in einer dringenden Angelegenheit aufsuchen“, erklärte Cecily, zitternd vor Erregung. „Da sah ich Sie alle drei fortfahren und ich bin Ihnen gefolgt. Ich konnte nicht anders.“

Redberg holte eine Kerze hervor und machte Licht.

Jetzt erst sahen sie sich in ihrer Umgebung genauer um. Auf einmal stieß Cecily einen Schrei aus: „O meine Ahnungen! Ich habe mich nicht getäuscht — dies ist dasselbe kleine Zimmer, das mir wie eine Vision erschien, als mein Vater begraben wurde. Und niemand sollte hier sein? Nein, das glaube ich nicht! Sicher, hier oder nirgends sind die Mörder meines Vaters verborgen.“

Und ohne auf die Worte der Männer zu hören, stürzte sie aus dem Zimmer hinaus auf den Hof. Redberg und Sanders waren noch unsehlüssig, ob sie dem erregten jungen Mädchen folgen oder sich zunächst an die Untersuchung des Hauses machen sollten. Plötzlich hörten sie vom Hofe her einen fürchterlichen Aufschrei!

„Cecily!“ rief Soltau entsetzt, und die drei liefen hinaus. Im Schatten vor dem Schuppen sahen sie eine sich hin und her wälzende Masse. Redberg ließ aus seiner Laterne einen Lichtstrahl darauf fallen, und im gleichen Augenblick stürzten auch die Männer auf die Kämpfenden und rissen sie auseinander. Hell klirrte es durch die Nacht, und eine Stimme brüllte: „O die Hunde — gefesselt!“ Das Licht fiel grell auf das Gesicht des Gefangenen, der sich, die Hände in den Handsehlen, die ihm Redberg blitzschnell angelegt hatte, auf dem Rücken, wehrlos unter den festen Fäusten der drei Männer krümmte. Es war der Diener John!

Halb entsezt vor Erschöpfung, berichtete Cecily, wie auf dem Hofe, als sie den Schuppen untersuchen wollte, plötzlich aus der Dunkelheit ein Mann auf sie zugesprungen sei und mit dem Ruf: „Hier kommt niemand weiter!“ sie an der Kehle gepackt habe. Mit übermenschlicher Anstrengung hatte sie sich verteidigt.

Doch nun lag John an Händen und Füßen gefesselt auf dem Bett drinnen im Zimmer. Redberg stand vor ihm. „Es nützt Ihnen nichts, wenn Sie schweigen!“ sagte er. „Wir wissen jetzt doch, daß es Mohl war!“

Wut und Hohn lag auf Johns wildem Gesicht, als er erwiderte: „Einmal muß es so kommen. Ich merkte es wohl, daß ihr Verdacht hattet. Wir wären längst in Sicherheit, wenn der verwünschte Mensch, der Mohl, nicht wäre! Ja, ja, junges Fräulein, kucken Sie nur, auf diesem Bett, grad' wie ich, hat auch, Gott verdamme mich, Ihr Vater gelegen!“

Ein Aufstöhnen Cecily's begleitete seine Worte. „Sprechen Sie“, sagte Redberg, „wenn Sie alles

gestehen, kommen Sie vielleicht vor Gericht besser weg!“

„Ich spreche schon“, erwiderte der Gefesselte mit trotzigem Ton, „aber nicht, weil ihr Polizisten dann milder mit mir seid, sondern weil ich den Wahnsinn satt habe bis hier oben hin.“ Er machte, daß ihm seine gefesselten Hände keine Freiheit dazu ließen, eine pantomimische Bewegung mit dem Kinn.

„Ich war schon ein halbes Jahr bei Brandorff im Dienst“, begann er zu erzählen, „da trat eines Tages auf der Straße ein vornehmer Herr an mich heran und fragte mich auf englisch nach einer entfernten Gegend. Es war Herr von Mohl. Die Anrede in meiner Landessprache machte mir die Zunge locker; wir kamen ins Reden, ich erzählte ihm, daß ich früher Jockey war; er sagte darauf: „Ich verlege ohnehin meinen Wohnsitz nach England. Sie gefallen mir; wenn Sie im Stallwesen so tüchtig sind, wie Sie angeben, so könnte vielleicht aus einem Engagement etwas werden. Ich würde Ihnen mehr bezahlen als Ihr jetziger Herr!“ Mohl gab mir seine Adresse, und ich ging am anderen Tage, ohne Herrn Brandorff Mitteilung davon zu machen, zu ihm hin. Mohl verstand es, nach und nach mich den Zweck seines Kommens vergessen zu machen und mich zu bewegen, ihm von den Gewohnheiten, dem Hause und dem Besitz des alten Brandorff zu erzählen. Und als seine Schwester erschien!“

„Seine Schwester?“ unterbrachen ihn die Anwesenden verwundert.

„Ja, Frau von Zemlinska!“ erwiderte der Diener.

„Das ist seine Schwester?“ fragte in tiefem Erstaunen Sanders, während Cecily bleich wurde.

„Ja, sie ist seine Schwester aus der ersten Ehe, die sein Vater im Auslande mit einer Frau von Trémaine schloß!“

Die Männer tauschten Blicke des Erstaunens über diese seltsame Enthüllung, die sie jetzt aus dem Inhalt des Tagebuches recht verstehen konnten. Der Diener fuhr müde fort:

„Allmählich verstand es Mohl, mir beizubringen, daß das Engagement nach England gar nicht die Hauptsache bei der Anknüpfung unserer Bekanntschaft gewesen sei, sondern daß es in meiner Macht stände, ein reicher und bedeutender Mann zu werden. Er hatte ein paar Aufzeichnungen seines Vaters gefunden, aus denen er ersehen wollte, daß er dazu berufen wäre, eine ungeheure Rolle in der europäischen Politik zu spielen. Er behauptete, damit könne man die größten Verwicklungen unter den europäischen Großmächten anrichten.“

Ich ließ mich von den großen Worten Mohls und seiner Schwester berauschen, und erst viel später, als schon alles geschehen war, merkte ich, daß es bei den beiden im Kopf nicht recht richtig sein mußte. Aber ich bin ein einfacher Mann, und damals rissen sie mich mit. Mohl brachte mich dazu, ihm in allem gefügig zu sein und ihm alles zu glauben. Zuerst, so sagte er mir, müsse er zwei indische Opale in seinen Besitz bringen, die mein Herr, der alte Brandorff, vor Jahren seinem Vater geraubt habe und in denen ein ganz eigener Zauber stecken sollte. Es zeigte sich dabei, daß Mohl schon seit langer Zeit mich beobachtet und den Plan gefaßt hatte, mich anzusprechen und seinen Wünschen gefügig zu machen.

Ich wurde immer mehr sein Werkzeug, schließlich ging ich blindlings auf seinen Plan ein. Brandorff die Opale zu rauben.

Mohl verabredete mit mir, daß eines Nachts, wenn der Alte schlief, ich mit einem falschen Schlüssel, den Mohl nach einem von mir gelieferten Wachsab-

druck sich verschafft hatte, den Behälter der Steine öffnen sollte. Ich sollte die Opale herausnehmen und an ihre Stelle zwei Imitationen legen, die er mir zeigte. Niemand würde so den Raub bemerken, und noch in derselben Nacht würden wir abreisen ins Glück!

Mohl wollte die Opale gleich in Empfang nehmen und war am Abend ins Haus und in den Garten geschlüpft, ohne daß jemand etwas davon bemerkte. Dafür hatte ich gesorgt, indem ich den Pförtner des Hauses und seine Frau im Gespräch festhielt. Damit ich nicht über die knarrende Treppe zu gehen brauchte, hatte ich mir eine Strickleiter und Stricke besorgt, mit denen ich vom Fenster direkt in den Garten gelangen wollte.

Endlich hörte ich aus Brandorffs Zimmer kein Geräusch mehr. Ich suchte den falschen Schlüssel zu dem Glaskasten; er war nicht da, ich hatte ihn bei Mohl vergessen. Da wäre nun guter Rat teuer gewesen, wenn ich nicht, durch das ewige Anstiften Mohls schon an ein fortwährendes Belauern meines Herrn gewöhnt, vor kurzem entdeckt hätte, daß der alte Brandorff, wohl einer wunderlichen Marotte folgend, die ihm das unscheinbarste Versteck als das sicherste erscheinen ließ, den Schlüssel zu dem Kästchen mit den Opalen in einem kleinen Schächtelchen verwahrte, das in der Lade eines Tisches im Bibliothekzimmer stand. Ich schlich also ins Bibliothekzimmer, wo ich den Schlüssel an seinem Platz auch fand, kehrte vorsichtig ins Arbeitszimmer zurück, schloß den Kasten auf, vertauschte die echten Opale mit den Imitationen und schloß wieder zu. Den Schlüssel steckte ich einstweilen zu mir, um ihn so bald als möglich an seinen gewohnten Ort zu bringen.“

„Was Sie nachher aber vermutlich vergaßen“, schaltete Sanders ein. „Der Schlüssel fand sich nirgends, und wir mußten den Kasten mit den Opalen aufbrechen.“

Ueber Johns Gesicht flog ein Grinsen.

„Gut, daß Sie's so lange hinterher erst taten,“ erwiderte er, „sonst hätten Sie jedenfalls früher erfahren, daß die Steine falsch waren, und würden vielleicht nicht so lange im dunkeln getappt haben. Den Schlüssel konnte ich nicht an seinen Platz zurücklegen, weil ich ihn bei dem, was später geschah, verloren haben muß. Es war so weit alles gut gegangen,“ fuhr John nun in seiner Erzählung fort, „und der Weg zum Glück lag offen vor mir. Ich wandte mich, um zum Fenster zu gelangen, als ich plötzlich hinter mir leichenblaß Brandorff stehen sehe. Mit gebrochener, zitternder Stimme fragt er: „Was tun Sie hier?“ Dabei fällt sein Blick voller Schrecken auf die Opale in meiner Hand. Er oder ich — fuhr es mir durch den Kopf. Für einen von uns bedeutete diese Stunde das Verderben.“

Fast besinnungslos stürzte ich mich auf ihn, packte ihn bei der Kehle, riß mein Taschentuch heraus und stopfte es ihm als Knebel in den Mund. Dann warf ich ihn zu Boden und band ihn mit Stricken, die da lagen. Die Sache stand schlimm. Was tun? Ich eilte zum Fenster, winkte Mohl zu und warf ihm die Strickleiter hinab. Dann schloß ich schnell die Türen ab, um jeden Lärm unhörbar zu machen. Mohl kam herauf, sah, was geschehen war, und machte mit dem Daumen eine unzweifelhafte Bewegung, die er mit grausamem Lächeln begleitete. Ich schüttelte heftig den Kopf: einen Mord wollte ich nicht begehen! Kurz entschlossen schlug ich vor, Brandorff mitzunehmen, denn verraten durften wir uns nicht lassen, wenn nicht alles vereitelt sein sollte. Wir ließen ihn gebunden aus dem Fenster hinab. Der Morgen dämmerte schon. Ich kletterte über den Gartenzaun, der die Straße abschließt, um

zu sehen, ob niemand in der Nähe war. Hinten an der Plantane bei der Straßenkreuzung sah ich einen Schutzmann stehen, aber er drehte unserem Hause den Rücken zu. Ich kletterte wieder zurück, und nun kam das Gefährlichste: den Gebundenen aus dem Hause zu schaffen, ohne daß der Schutzmann aufmerksam wurde. Die Aufgabe schien unmöglich. Aber als ob der Satan mit uns im Bunde wäre, kam in diesem Moment von der Matthäikirche her ein Automobil angesaut, das seinen Weg über den Kemperplatz nach dem Tiergarten zu nahm. Mit mißbilligendem Kopfschütteln spähte der Beamte hinter dem Uebeltäter her, vermutlich, um dessen Nummer zu entziffern, und zog die Uhr, um die Ueberschreitung der Fahrgeschwindigkeit festzustellen. Als er dann sehr umständlich und gewissenhaft in seinem Notizbuch zu schreiben begann, paßte ich den günstigen Moment ab. Mit dem ohnmächtigen Brandorff, der meinen muskulösen Armen leicht wie eine Feder schien, schlüpfte ich auf meinen lautlosen Gummisohlen aus dem Hause und glitt, gedeckt durch den hinter mir folgenden Mohl, in eine Seitenstraße, wo ein Wagen Mohls, den dieser selbst lenkte, schon bereit stand. Da hinein luden wir Brandorff, und Mohl fuhr mit ihm ab.

Vorläufig war unser Fluchtplan vereitelt.

Als Herr Soltau verhaftet wurde, äteten wir erleichtert auf; nur Mohls Schwester schien plötzlich mit dieser Wendung der Dinge nicht zufrieden. Als dann aber die Freilassung Soltaus erfolgte, gestaltete sich die Sache für uns immer bedenklicher. Nun, nachträglich hatte niemand mehr den Mut, Brandorff kaltblütig zu ermorden. Er war schon fast dem Tode nahe, als wir beschlossen, um keine Schuld auf uns zu laden, ihn zurückzuschicken. Sie wissen, daß es geschehen ist. Aber diese Handlung war mein Verderben. Es war, als ob Mohl unwiderstehlich durch etwas an Brandorffs Haus und Familie gefesselt sei. Er war nicht dazu zu bewegen, abzureisen. Immer wieder strich er mit seiner Schwester um das Heim Brandorffs, suchte er dessen Freunde und Verwandte zu sprechen oder zu sehen, ja sogar bei seinem Begräbnis mußte er dabei sein.

Und seit dem Tage, als Brandorff begraben wurde, ist alles vorbei. Mohl geht in einem tollen Aufzuge wie ein Narr herum, und selbst seine Schwester hat keine Macht mehr über ihn. Seit diesem Tage weiß ich, daß ich mich in die Hand eines Wahnsinnigen gegeben habe und daß alle meine Hoffnungen zunichte geworden sind. Jetzt ist mir alles gleich. Machen Sie mit mir, was Sie wollen!“

Endlich brach Soltau das Schweigen: „Ist Mohl hier im Haus?“

„Ja; der Schuppen im Hofe versteckt einen geheimen Eingang!“

„Ich will ihn sehen!“ sagte Soltau.

„Gehen Sie nicht allein!“ rief Redberg.

„Bleibe, Erich“, bat Cecily.

„Doch erwiderte Soltau; „ich werde allein gehen — keiner hat ein größeres Recht dazu als ich. Seid unbesorgt, mir wird nichts geschehen!“ Und er verließ tief aufatmend das Haus.

Als er beim Schuppen angelangt war, machte er die Blendlaterne, die er sich von Redberg hatte geben lassen, hell. In diesem Augenblick begann der erste heftige Regen zu fallen, den man in der drückenden Schwüle der Nacht schon lange erwartet hatte. Weit hinten begann ein Gewitter in den Wolken zu kämpfen.

Soltau sah am Ende des Schuppens eine kleine Tür, stieß sie auf und fand, daß er Stufen hinabgehen mußte, die in einen langen Gang führten. Eine Eisertür schloß ihn vor zwei Nischen rechts und

links in der Wand ab. Soltau blieb stehen. Hinter der Eisentür vernahm er Stimmen. Er erkannte eine Männerstimme, die langsam, in seltsam feierlichen Tönen halb sprach, halb sang. Es war wie ein exotisches Gebet. Von Zeit zu Zeit wurde der Mann durch das schrille, erregte Sprechen einer Frauenstimme unterbrochen. Dann näherte sich die Frauenstimme der Tür, und Soltau zog sich in eine Wandnische zurück. Plötzlich öffnete sich die Tür, hinter der ein Lichtschein herausstrahlte, und Soltau konnte sehen, daß ein Weib hervorkam, das die Türe wieder hinter sich zuschlug und den Gang heruntereilte. Er hatte sie erkannt: es war Frau von Zemlinska. Als sie an ihm vorbeiwollte, ließ Soltau die Blendlaterne aufblitzen und packte das Weib am Arm. Sie stieß einen leichten Schreckensschrei aus, drehte sich um und erkannte sofort ihren Angreifer.

Doch in diesem Moment entriß ihm das Weib blitzschnell den Revolver. Soltau löschte sofort die Laterne, er erwartete den ersten Schuß. Aber die Frau lief wild zur Eisentür zurück und riß sie auf. Soltau folgte ihr mutig. Ohne der Gefahr zu achten, blieb er an der offenen Tür stehen, starr, in höchster Ueberraschung. Heller Lichtschein von vielen Kandelabern quoll ihm entgegen. Der Raum, in den er hineinsah, war mit farbensprühenden Teppichen ausgeschlagen, wie die Wohnung eines orientalischen Fürsten. Mitten im Gemach stand ein silbernes Kohlenbecken, in das ein in wallende, reiche orientalische Gewänder gekleideter Mann, unablässig Gebete psalmodierend, Räucherwerk warf. Soltau erkannte in dem Manne Hugo von Mohl. Er sah mit Entsetzen, wie der Wahnsinn in seinen Augen loderte.

Mohl bemerkte ihn gar nicht. Mit wiegenden Biegungen des Körpers schritt er auf und ab, schlug die Arme über die Brust und verneigte sich in die Luft. Soltau konnte sich vor Entsetzen kaum rühren. Wäre er jetzt überfallen worden, die Angreifer hätten leichtes Spiel mit ihm gehabt. Doch niemand beachtete ihn in diesem Moment. Frau von Zemlinska stürzte auf ihren Bruder zu und rief ihm ins Gesicht: „Du wahnsinniger Schwächling! Du hast uns ins Verderben gestürzt, nur um dieser verwünschten Opale willen!“ Soltaus Blick fiel bei diesen Worten auf den weißen Ledergurt, der Mohl schmückte und aus dem glühend wie zwei Tigeraugen die geraubten Opale bunte Feuer sprühten.

In diesem Moment erhob das Weib die Hand und schrie: „Du Schurke, nimm das für deinen Wahnsinn!“

Ein Schuß knallte, und Mohl sank getroffen, lautlos zu Boden. Da kam Soltau zu sich. Er stürzte auf die Rasende zu und wollte ihr die Waffe entreißen. Doch als hätte sie das geahnt, entging sie ihm mit einem Seitensprung. Schon glaubte er ihr im Zweikampf gegenüberzustehen, da ließ sie zu seinem grenzenlosen Erstaunen den Revolver sinken. Sie trat vor ihn hin, und ihr Mund sprudelte wilde Worte hervor:

„Ich weiß — alles ist aus, alles ist verloren! Durch diesen Menschen da, der jetzt tot ist, diesen Schwächling, den ich haßte! Aber Sie hasse ich nicht, Soltau. Nein, ich liebe Sie, so wie ich den andern haßte! — Oh, sehen Sie mich nicht so starr an, ich liebe Sie ja! Ich will weit fort von hier — kommen Sie, fliehen Sie mit mir, retten Sie mich, lassen Sie mich ein neues Leben aufangen! Oh, ich bin ein starkes Weib, ich kann viel erreichen mit einem Mann, den ich liebe! Hören Sie mich, Soltau?“

Erich Soltau stand bei dieser unerwarteten wilden Liebeserklärung sprachlos da. Er vermochte nicht eine Silbe zu antworten. Tausend Gedanken schossen durch seinen Kopf. Da hörte er hinter sich ein Geräusch. Er wandte sich um und erblickte Redberg und Sanders, die ihm zu seiner Sicherheit nachgegangen waren. Sie waren zu spät gekommen, um den Mord des rasenden Weibes zu verhindern, aber ihre stammelnden Liebesworte hatten sie mitangehört. Auch Cecily, die, von Sanders' breiter Gestalt verdeckt, in der Tür gestanden, hatte sie vernommen. Mit einem bangen Laut drängte sie jetzt an den beiden Männern vorbei und stand im nächsten Augenblick neben Soltau.

„Erich“, flüsterte sie und schmiegte sich dicht an ihn.

Da richtete sich Soltau hoch auf. Mit einer innigen Bewegung legte er seinen Arm um das zitternde Mädchen. „Nein!“ rief er Frau von Zemlinska entgegen, die ihn mit ihren brennenden Augen so unverwandt anstarrte, als sähe sie außer ihm keinen anderen Menschen im Raume. „Nein, das wird nie sein!“

Das Weib vor ihm schrie laut auf: „So bin ich nichts mehr auf der Welt! Alles ist zu Ende!“ Und che Soltau und die anderen einen Schritt tun konnten, knallte die Schußwaffe in ihrer Hand zum zweiten Male dröhnend auf, und mit zerschmetterter Schläfe fiel das schöne Weib zu Boden.

* * *

Fast ein Jahr war seit diesen Ereignissen vergangen. Der Ueberlebende der Verbrecher, der Diener John, büßte seine Beihilfe zu der Tat im Gefängnis. Bei seiner Bestrafung war ihm die Fürsprache für Brandorffs Leben als mildernder Umstand angerechnet worden.

Vom Falle Brandorff, der so viel Aufsehen erregt hatte, war es still geworden.

Rechtsanwalt Sanders saß in seinem Bureau und arbeitete. Er war etwas älter geworden, einige Haare wurden schon leise grau, Fältchen spielten um seinen Mund. Es klopfte an die Tür.

„Darf man eintreten?“ fragte eine Stimme.

„Ah, du bist es, Erich!“ rief Sanders, ohne den Kopf zu wenden. „Komm nur herein!“

„Aber ich bin nicht allein, Sanders!“ rief Soltau.

Sanders wandte sich schnell um: In der Tür stand in reizender Verwirrung Cecily Brandorff.

„Lieber Sanders“, sagte Soltau, „darf ich dir meine Braut vorstellen? Wir haben soeben das Aufgebot besorgt, und ich hielt es für unsere Pflicht, unseren ersten Besuch dir abzustatten!“ Und mit komischer Feierlichkeit stellte er vor: „Herr Rechtsanwalt Sanders — Fräulein Cecily Brandorff — bald Cecily Soltau!“

Doch Cecily unterbrach ihn: „Nein, lieber Sanders, wir sind nicht nur gekommen, um Scherze zu machen, sondern auch um etwas sehr Ernstes zu erledigen. Sie sollen nämlich nicht nur unser Trauzeuge, sondern auch unser Notar werden.“

„Was ich hiermit feierlich annehme“, erwiderte Sanders lächelnd.

„Schön“, sagte Cecily ernst. „Wir möchten Sie um etwas bitten. Sehen Sie, ich möchte Erich nicht heiraten, ehe ich nicht weiß, daß diese Unglückssteine, die Opale, die meinem armen Vater das Leben gekostet haben, ganz aus unserer Nähe verschwunden sind. Ich würde sonst als Erichs Frau nicht eine ruhige Stunde mehr haben. Hier nehmen Sie sie und stellen Sie die Steine dem rechtmäßigen Eigentümer zu!“

Und im Bureau des Rechtsanwalts strahlten die indischen Riesenopale zum letzten Male vor Europäern auf in ihrem mächtigen Glanze, der mit seinem schillernden Funkeln von den bunten Leidenschaften der Menschenseele, ihrem Glück und ihrem Unheil zu sagen schien.

Aus dem Leben eines Detektivs.

Novelette von W. Harber.

Charles Berthon, der Leiter der Kriminalabteilung, sah mit gespannter Aufmerksamkeit auf eine Photographie nieder, die in dem Verbrecheralbum eingeklebt war. Dann überlas er die Daten, die daneben aufgezeichnet waren, und welche die Körpergröße, die Brustweite, die Arm- und Kopflänge des auf der Photographie abgebildeten Individuums angaben. Darauf klingelte er und befahl dem eintretenden Gerichtsdiener, ihm den Detektiv Wilson herzuschicken.

„Wilson,“ begann Berthon, als der Genannte, ein jugendlicher ansehnlicher Mann, in der den Detektiven vorgeschriebenen Zivilkleidung eingetreten war, „ich habe ganz etwas Hübsches für Sie, — Sie sollen nämlich heute abend die große Redoute in der Apollohalle besuchen, — als Maske, versteht sich. Domino — Es ist dies ja das letzte diesjährige Karnevalsfest, — so ein Nachzügler noch, der eigentlich gar nicht mehr in den März hineinpaßt. Damit aber hat ja dann der Klimbim ein Ende, und ich denke, damit auch das Treiben des vermaledeiten Spitzbuben, dieses Riethof, — denn ich rechne bestimmt darauf, daß es Ihnen auf dem Fest gelingen wird, ihn abzufassen, Wilson.“

„Jawohl, Herr Kriminalkommissar.“

Das klang etwas überstürzt und die Rechte des Detektivs strich wiederholt hastig über den blonden Schnurrbart.

„Dieser Riethof,“ fuhr Berthon fort, „soll ja besonders die Maskenfeste zu seinen Raubzügen benutzen und ein höchst raffinierter Verkleidungskünstler sein, daher auch bis jetzt alle Versuche, ihn zu fassen, gescheitert sind. Sehen Sie sich seine Photographie an, Wilson, und die Daten — die Detektive Henriksen, Kruse und Schilling erwarten im Restaurationszimmer Ihr Zeichen im Moment —“

Der Kriminalkommissar erhob sich und klopfte Wilson wohlwollend die Schulter. „Legen Sie sich Ihren Plan zurecht, Herr Detektiv, — Sie sind der Mann danach, solche Spitzbuben zu entdecken, und dies wäre ein Segen für die Menschheit! — Also Domino und Maske, Wilson, und — Kombinationsgabe und Energie!“

Dieser blieb in tiefem Nachdenken zurück. Rein mechanisch notierte er sich die bezüglichen Daten, starrte er auf die Photographie Riethofs. Dieser gehörte zu den „eleganten Gaunern“, die bekanntlich so vornehm ausschauen und über so vornehme Allüren verfügen, daß man ihnen ihren Beruf kaum anmerken kann. Durch große Schlaueit hatte dieser Riethof es bisher verstanden, seine Spuren auf dem Tatorte zu verwischen. Man wollte wissen, er „arbeite“, um nicht etwaige verräterische Fingerabdrücke zu hinterlassen, mit Handschuhen. Mit Vorliebe „besuchte“ er Maskenbälle, spielte hier als elegante Maske den Galan und beraubte die von ihm ausgezeichneten, gewöhnlich Trägerinnen von Preziosen, ebenso geschickt wie schändlich.

„Sonderbarer Zufall,“ murmelte der Detektiv. „Gut — es wird und muß auch so gehen, — vielleicht, hm, schlage ich da zwei Fliegen mit einer

Klappe.“ Ein Aufstöhnen, das schlecht zu den Worten paßte, folgte diesen.

Eine herbe Selbstverspottung lag in den Worten, die freilich nur der Sprecher selbst daraus vernahm, und sie tat seinem Herzen weh. Denn auch der Detektiv hat ein Herz, und diese fühlende Muskel hatte Wilson letzthin viel zu schaffen gemacht. Er war jung und er liebte und er war seit drei Monaten öffentlich verlobt mit der reizenden Lucy Valentin. Sie war in einem photographischen Atelier tätig und ihr entzückendes Selbstporträt im Aushängkasten die beste Geschäftsreklame für ihren Chef. Lucy aber war ein „leichtes Blut“ und der Detektiv wußte dies.

Daß er, der ernste, ehrbare Mann, sie sich dennoch zur Lebensgefährtin erwählt, beruhte darauf, daß er dem Zauber, den sie auf ihn ausübte, nicht widerstehen konnte. Doch war ihr Leichtsinn eine immerwährende nagende Wunde für ihn, und die Hoffnung in ihm, daß Lucy an seiner Seite eine solide Frau werden würde, begann zu wanken, als er in Erfahrung brachte, daß seine Braut ihm nicht treu war. Andere wollten sie in Herrenbegleitung auf den Maskenbällen und Redouten gesehen haben. Wilson, von Eifersucht und Zorn erfaßt, hatte nun Lucy gefragt, ob die Leute recht gesagt. Sie hatte dies bestritten, Wilson aber ihr nicht geglaubt. Dieser Unglauben und dieses Mißtrauen in seine Braut hatten den Detektiv unglücklich und zerfahren gemacht und er beschloß, sich die Entscheidung über Lueys Treue oder Untreue auf der Redoute in der Apollohalle einzuholen. Diese Redoute bildete nämlich alljährlich den Schluß des Karnevals und war eine von allen Schichten der Bevölkerung besuchte und sehr beliebte Veranstaltung. Hatten nun die Leute recht gesagt, so würde Lucy auch sicher auf diesem Feste nicht fehlen, hatte Wilson kalkuliert, und eben beabsichtigt gehabt, den Herrn Kriminalkommissar um Urlaub für den Abend zu bitten, als ihn von diesem der Auftrag geworden, die Redoute in Berufszwecken zu besuchen. Damit war der Detektiv vor eine Doppelaufgabe gestellt, die beide gleich schwer waren, die beide seine ganze Kombinationsgabe erforderten, und die beide gelöst werden mußten.

* * *

Durch die weiten, prächtig dekorierten Säle der Apollohalle wogten die Masken in buntem Gemisch. Mit Herolden an der Spitze und Trompetenklang war Prinz Karneval auf einem Schimmel, gefolgt von dem langen Zuge seiner Vasallen, in den Saal eingezogen. Jetzt rauschten Tanzweisen durch die glänzend erhellten Räume und die Paare drehten sich in wiegendem Tempo.

Welch reizende lebende Bilder in buntem Wechsel. Hier eine kühne Luftschifferin, das Zeppelin-Modell in Miniatur auf dem Haupt, am Arm eines Mönchs mit dem Rosenkranz an der Schnur. Dort Fallstaff an der Seite eines Gretchen. Scherzend zieht der Lüstling eine ihrer langen blonden Flechten durch die Finger, indes sein Mund überfließt von süßer Rede. Grotesk wirkt der Schornsteinfeger mit seinem Besen neben der Edeldame im schleppenden Gewand. Pikant die kleine Gruppe unweit. Dort lehnt Mephisto vor einem kurzgeschürzten Kinde vom Ballet.

Und die Klänge locken, sie schluchzen, sie kosen und jubeln! Dazu eine weiche, zärtliche Luft: der Champagner perlt; verführerische Blicke fliegen hinter der Maske hinüber und herüber. Die Clowns schießen wie Raketen in die Luft, und von der Bühne her lockt das Kabarett.

Das angrenzende Restaurationszimmer war durch

Portieren von den Sälen getrennt. Die Vorhänge waren weit geöffnet, so daß sich den Gästen dort die Aussicht auf das festliche Treiben bot. Das Buffet war von Schmausenden umlagert. An einem Tischchen unweit saßen pokulierend drei Herren im Smoking, das Maskenabzeichnen im Knopfloch. Dieser Platz bot einen ganz famosen Einblick in die Säle und wurde diese Annehmlichkeit denn auch von den drei Herren ausgiebig ausgenutzt.

Zahlreiche Dominos waren unter den Kostüm-masken vertreten. Unter diesen schien besonders ein männlicher roter Domino die drei Herren am Tische zu interessieren, denn ihre Blicke folgten ihm, zwar unauffällig, aber beharrlich.

Der älteste der drei zog jetzt seine Uhr hervor. „Schon 2 Uhr — und noch immer nichts,“ sagte er gedämpft. „Ich fürchte, er entgeht uns auch diesmal. Wilson hat eine verdammt schwierige Aufgabe —“

„Zugestanden. Nur finde ich, daß Wilson seine Aufmerksamkeit zu sehr den weiblichen Masken widmet! Aus welchem Grunde?“ fiel der zweite Herr ein, und es klang gereizt.

„Regen Sie sich nicht darüber auf, Schilling,“ nahm der dritte Begleiter das Wort. „Berufsschwänzen ist das sicher nicht. Wenn Wilson die weiblichen Masken aufs Korn nimmt, so hat er sicher Grund dazu — glaubt, der Kerl sei dahinter versteckt.“

„Der Gedanke ist so übel nicht,“ stimmte der erste Sprecher bei. „Haben doch auch wir hinter den männlichen Masken nichts gewittert, und was sechs Augen nicht entdecken, wird auch wohl Wilson nicht finden. Doch,“ unterbrach sich der Sprecher hastig, „was ist das?“

Blitzgeschwind flogen die drei Augenpaare der Stelle zu, wo der rote Domino eben zwei weibliche Masken angeredet hatte. Die eine derselben war eine reizende Phantasiemaske, deren grünseidenes, silberschimmerndes Gewand mit zahlreichen Photographien geschmückt war. Auch der Kopfputz aus grüner Seide, mit lang herabwallendem weißen, silberdurchwirkten Schleier, in der Form dem Kokoschnik der Russin ähnlich, war mit Photographien besetzt. Das reizende Ohr und die Fülle goldblonder Haare, die der eigenartige Hauptschmuck frei ließ, verrieten, daß die Trägerin jung und reizend war.

Sie weit überragend, von wahrhaft junonischen Formen, war dagegen ihre Gefährtin, welche das Kostüm der Maria Stuart trug. Unter der Halskrause konnte ein genauer Beobachter eine mehr als stattliche Kehle entdecken. Diese Maria Stuart war offenbar gerade so liebgeringer Natur, wie ihre berühmte Namensschwester. Nur daß sie ihre Zärtlichkeiten in Ermangelung eines Grafen Leicester auf ihre Geschlechtsgenossin übertrug. Denn herrisch-zärtlich lag ihr Arm um den Nacken der schönen Photographiedame.

Geduld üben beim Spionieren ist für den Detektiv ebenso unerlässlich, wie schnelles Handeln im gebotenen Moment, und Wilson hatte hiermit gerechnet. Doch eine so harte Geduldsprobe wie gerade heute hatte er in seinem Berufe noch nicht erlebt. Ein fast unmögliches Unternehmen schien es ja allerdings, unter einigen Tausend Masken, und diese befanden sich hier, eine bestimmte Persönlichkeit herauszufinden, aber seinem angeborenen Spürtalent, sowie seiner Berufskennntnis wäre dies trotzdem gelungen, wenn der Gesuchte sich hier befunden hätte. Er befand sich aber nicht hier, wie Wilson zu wissen meinte. Und ebenso hatte er bis vor wenigen Minuten gewußt, daß seine Braut, Lucy Valentin, gleichfalls nicht hier war. Ihre Hal-

tung, das schelmisch-kokette Neigen des Hauptes, das ihr eigen, ihre goldblonde Haarfülle, und ihr leichter, flüchtiger Schritt wären ihm untrügliche Kennzeichen gewesen. Nein, Lucy war nicht hier — bis vor wenigen Minuten nicht. Da waren plötzlich noch zwei Masken eingetreten — die Photographiedame in Begleitung der Maria Stuart. Die späten Gäste hatten vielseitig Interesse erregt, besonders aber die Aufmerksamkeit des roten Dominos. Es hatte für den Detektiv nicht der Berufsabzeichen seiner Braut, der Photographien, bedurft, um in der Trägerin nicht sofort Lucy zu erkennen.

Doch auch ihre Begleiterin erzwang sich seine Aufmerksamkeit sogleich. Und bei dieser Wahrnehmung strafften sich die Sehnen des Detektivs. Jeder Nerv in ihm nahm ein erhöhtes, ein höchstes Leben an. Gleichzeitig aber ging es durch sein Herz wie ein Riß, — barmherzig verbarg die Maske die Seelenqual, die auf sein Gesicht trat, und der oft erprobte Wille siegte auch jetzt —

„Du kommst spät, schöne Maske, und wie ich weiß, ohne Erlaubnis Deines Bräutigams!“ Mit diesen, mit verstellter Stimme gesprochenen Worten war er an die Photographiedame herantreten.

Sichtlich betroffen hatte die Angeredete sich von ihm fortgewandt und an die Gefährtin geschniegt. „Was Du nicht alles wissen willst, Domino!“ hatte sie geschmollt. „Geh, wir brauchen Deine Begleitung nicht.“

„Oho, ich denke, Du bist hier, Dich zu unterhalten — und ich will Dich unterhalten!“ war die Entgegnung gekommen.

Und schlagfertig die Erwiderung: „Für Deine Unterhaltung danke ich, Domino! Und damit Du es weißt: Meine Freundin Maria Stuart ist mir halt die liebste Begleitung!“

„Schau, — schau, Du bist tugendsamer, als ich dachte, schöne Maske! Da wird Dein Herr Bräutigam sich freuen! Vielleicht ist Deine Freundin zugänglicher. Erlaube, Königin von Schottland, daß ich Dich geleite!“

Damit war der Domino blitzgeschwind an die Seite der Maria Stuart geeilt und hatte sie ebenso blitzgeschwind an sich gezogen.

Dies war der Moment, den die drei Herren im Restaurationszimmer beobachteten.

Die junonische Gestalt wand sich förmlich in den sie wie mit Eisenklammern umfangenen Armen.

„Unverschämter!“ stieß sie hervor, und auch ihr Organ klang verstellt.

Allein die sie umfaßt haltenden Arme ließen nicht locker.

„Deine Tugendhaftigkeit steht Dir schlecht, Maria Stuart! Denk' an die Küsse Deiner Buhlen! Schenk' mir jetzt einen Kuß, ich bitte! Du willst nicht?! So raub ich ihn Dir!“

Blitzgeschwind, wie sich der ganze Vorgang abspielte, hatten sich die Lippen des Dominos auf den mächtigen Nacken der sich heftig Sträubenden gepreßt. Geschah es nun in der Wollust des Kusses, oder durch sonst etwas herbeigeführt? Genug, im Moment des Küssens entfuhr den Lippen des Dominos ein sonderbarer Pfiff, und bei diesem Laut begann die Gestalt in seinen Armen sich plötzlich wie wahnsinnig zu sträuben. Allein es war vergebens. Der Ruf: „Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie!“ scholl an sein Ohr, und mit Gedanken-schnelle sah Maria Stuart sich von Detektiven umringt und gefesselt.

Im Saal war eine Panik entstanden. Empfindsame Seelen ergriffen die Flucht. Die anderen drängten herzu. Der Ruf: „Riethof ist's! Der gefährliche Riethof ist verhaftet!“ setzte sich donnernd fort von Saal zu Saal. Die einzige Stunde, wo in Riethof der

Liebhaber über den Gauner gesiegt, hatte ihm die Freiheit gekostet.

Der Detektiv Wilson hatte tatsächlich zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Die Kriminalverwaltung lohnte ihm den Fall Riethof mit einem reichen Douceur. Dagegen aber vermißten seine Freunde, als sie ihn zu seinem Erfolg gratulierten, etwas an ihm — seinen Verlobungsring.

Am Tage nach der Redoute hatte der Detektiv seine Verlobung mit Luey Valentine gelöst.

Häusliche Buchführung

Ein altes Sprichwort sagt mit Recht: „Die Frau kann aus dem Haus mehr in der Schürze tragen, als je einfahren kann der Mann im Erntewagen.“ Denn es ist verhältnismäßig leichter, Güter zu erwerben, als sie zu erhalten. Letzteres ist die Hauptaufgabe der Frau. Was der Mann in schwerer Berufsarbeit erwirbt, soll die Frau zum Nutzen und Segen der Familie verwalten. Wie vieles geht durch nachlässige Wirtschaftsführung verloren, weil die Frau es nicht versteht, die Ausgaben nach den Einnahmen zu regeln, vielleicht auch, weil der Mann ihr keinen Einblick in seine Vermögenslage gewährt. Da wird dann oft über die Verhältnisse gewirtschaftet, was zum Ruin der Familie führt. Wieviel Elend, Kummer und Sorgen erwachsen daraus! Dem kann nur abgeholfen werden durch eine vernünftige und zweckmäßige Einteilung des Jahresverdienstes, kurz: durch eine geregelte Buchführung, so daß die Hausfrau ihrem Manne und sich jederzeit Rechenschaft ablegen kann über den Verbrauch des Geldes.

Leider wird der Segen und Nutzen der häuslichen Buchführung noch von vielen Frauen unterschätzt, und doch ist sie einer der Grundpfeiler des häuslichen Glückes. Die richtige Anwendung der zur Verfügung stehenden Mittel ist die wichtigste Hausfrauentugend.

Welchen Zweck hat die Buchführung?

1. Die Einnahmen festzustellen,
2. die Ausgaben danach zu regeln und zu buchen und
3. am Schlusse eines bestimmten Zeitabschnittes den Gewinn oder den Verlust festzustellen.

Die Hauptaufgabe hat die Frau zu erfüllen, doch sollen Mann und Frau gemeinsam beraten, wie sie ihr Einkommen am besten verwerten. Der Mann soll der Frau Einblick in seine Vermögenslage gewähren, damit sie über alles genau orientiert ist und sich danach einrichten kann. Im eventuellen Todesfall des Mannes wird sie nicht plötzlich den ganzen Verhältnissen ratlos gegenüberstehen und sich auf die Hilfe fremder Menschen verlassen müssen, die ihre Unerfahrenheit ausnutzen könnten.

In welcher Weise sollen die häuslichen Bücher geführt werden?

Wie jeder Baumeister, der ein Haus bauen will, sich zuerst einen Plan macht, in dem er alles — auch das Kleinste — genau berechnet und voraus bedenkt, so müssen auch Mann und Frau sich ihren Haushaltsplan, den sogenannten Voranschlag, machen. Er wird für ein Jahr im voraus aufgestellt, die Ausgaben werden genau nach den Einnahmen geregelt und in bestimmte Gruppen geordnet. Ist er von den Eheleuten in gemeinsamer, reiflicher Ueberlegung ausgearbeitet worden, so schreibt ihn die Frau auf der ersten Seite ihres Wirtschaftsbuches nieder, damit sie öfters vergleichen kann, ob die Ausgaben auch nicht die Einnahmen überschreiten.

Beifolgend zwei Muster von Voranschlägen bei einem Haushalt von vier Personen und einem jährlichen Einkommen von 4000 und 6000 Mk.

Voranschlag:

4000 Mark jährlich:

Wohnung	15 Proz.	Mk. 600
Nahrung	40 Proz.	Mk. 1600
Kleidung	13 Proz.	Mk. 250
Heizung u. Beleuchtung	3 Proz.	Mk. 120
Gesundheitspflege	5 Proz.	Mk. 200
Geistespflege	2 Proz.	Mk. 80
Abgaben, Versicherungen	5 Proz.	Mk. 200
Gehalt und Lohn	3 Proz.	Mk. 120
Schulgeld	5 Proz.	Mk. 200
Wäsche und Reinigung	3 Proz.	Mk. 120
Kl. Ausgaben, Geschenke	2 Proz.	Mk. 80
Reparaturen	2 Proz.	Mk. 80
Ersparnis	1 Proz.	Mk. 40
Reserve	1 Proz.	Mk. 40

100 Proz. Mk. 4000

Ausgabe für Nahrung: pro Monat 133 1/3 Mk.; pro Woche 33 1/4 Mk.; pro Tag 45/7 Mk.

6000 Mark jährlich:

Wohnung	18 Proz.	Mk. 1000
Nahrung	38 Proz.	Mk. 2280
Kleidung	10 Proz.	Mk. 600
Heizung u. Beleuchtung	8 Proz.	Mk. 180
Gesundheitspflege	6 Proz.	Mk. 360
Geistespflege	3 Proz.	Mk. 180
Abgaben, Versicherungen	5 Proz.	Mk. 300
Gehalt und Lohn	4 Proz.	Mk. 240
Schulgeld	4 Proz.	Mk. 240
Wäsche und Reinigung	3 Proz.	Mk. 180
Kl. Ausgaben, Geschenke	2 Proz.	Mk. 120
Reparaturen	2 Proz.	Mk. 120
Ersparnis	1 Proz.	Mk. 60
Reserve	1 Proz.	Mk. 60

100 Proz. Mk. 6000

Ausgabe für Nahrung: pro Monat 190 Mk.; pro Woche 47.50 Mk.; pro Tag 65/7 Mk.

Jede Hausfrau wird sich für ihren Fall passend die Rubriken ergänzen oder neue hinzufügen, z. B. für gesellige Verpflichtungen, Reisen, Studium der Kinder usw.

Am Jahressehluß kann man sich überzeugen, ob man gut gewirtschaftet hat; vielleicht ist es auch nötig, den Voranschlag zu erneuern, weil die Ausgaben oder Einnahmen größer oder geringer geworden sind. Oft sind auch durch Krankheit usw. Mehrausgaben verursacht worden, die dann an einem anderen Posten erspart werden müssen.

Das ist die jährliche Arbeit, die von Mann und Frau gemeinsam zu leisten ist, die einzelne, äußerst wichtige Leistung der Frau beruht in der täglichen, sorgfältigen und gewissenhaften Führung des Wirtschaftsbuches. Wie soll dieses beschaffen sein?

Manche Hausfrauen begnügen sich damit, ihre täglichen Ausgaben in ein kleines Büchlein einzutragen, alles durcheinander, so wie sie es gerade ausgegeben haben. Wollen sie nun etwas nachsehen, z. B. wie viel für Fleisch oder Gemüse in einer Woche resp. einem Monat verausgabt wurde, so können sie es nur mit Mühe und Zeitverlust herausfinden. Meist werden auch nur die Ausgaben für die Wirtschaft eingetragen, andere wie z. B. für Heizung und Beleuchtung, Wäsche, Kleider usw. sind für einen Monat oder gar ein Jahr nicht zu berechnen, weil sie nicht gebucht wurden.

Da kommt die moderne Industrie unseren Hausfrauen zu Hilfe, indem sie praktische Bücher auf den Markt bringt, die in verschiedene Rubriken ein-

geteilt und für Tages-, Monats- und Jahresabschluß eingerichtet sind. Mit geringen Abweichungen haben alle denselben Grundgedanken: die Spezialisierung der Ausgaben in einzelne Gruppen, was einen raschen u. schnellen Ueberblick ermöglicht. Solch ein Buch reicht für ein ganzes Jahr.

Es empfiehlt sich, in ein kleines Heft die täglichen Ausgaben zu schreiben und abends erst daraus ins Wirtschaftsbuch zu übertragen. So kann man sicher sein, daß nichts vergessen wird. Die Tagessummen werden zusammengezählt und mit dem Wirtschaftsgeld verglichen. An jedem letzten wird der Monatssechluß gemacht und der übriggebliebene Rest als Einnahme für den nächsten Monat vorgetragen oder zum Sparen zurückgelegt. Die Monatssummen addiert man am Jahressechluß und vergleicht den Betrag mit dem Voranschlag. Nun ist leicht zu übersehen, ob die ausgeworfenen Summen überschritten sind.

Die Mühe und Arbeit, die eine ordnungsgemäße häusliche Buchführung verursacht, wird der Hausfrau reichlich gelohnt. Durch ihren Fleiß und ihre Sparsamkeit trägt sie dazu bei, das Wohl der Familie zu fördern. Hierdurch wird auch das Wohl des Staates sowie dessen Erwerbs- und Wirtschaftsleben gefördert.

Zum Sechluß sei noch bemerkt, daß in den Haushaltungsschulen die jungen Mädchen gründlichen Unterricht in häuslicher Buchführung erhalten, so daß sie bei eventueller Verheiratung instande sind, mit den verfügbaren Mitteln hauszuhalten und ihre Wirtschaft vortrefflich zu leiten.

Ein hübsch möbliertes...

Als Vater starb, vermietete Mutter an „möblierte Herren“. So was ist fast ein Mittelstandsfaktum. In München wenigstens. Aber eben deshalb nicht schlimm und degradierend.

Wir wenigstens, Mutters Jungen schrieben frank und fröhlich ganze Haufen weißer Zettel:

Ein hübsch möbliertes Zimmer ist per 1. April an einen solideⁿ Herrn zu vermieten. Herzog-Wilhelmstraße 4-5r.

und pappten eben diese weißen Zettel an die Traufenröhren an, die von den Dächern Münchens an der Außenwand der Häuser niedergehen. Erstens war das allgemeine Uebung damals noch in München, zweitens war es billiger als Inserieren. Ferner waren die Studenten und die anderen möblierten Herren, die von Zeit zu Zeit auf Zimmersuche gingen, auf die Inspektion von Dachrinnenannoncen eingestellt. Bequem wars auch für Zugereiste, die die Stadtpärkte noch nicht kannten. Denn das wußten sie: ein Zimmer amoneiert an einer Röhre neben dem Karlstor, war auch beim Karlstor, und nie und nimmer etwa hinterm Isartor zu finden.

„In Augenhöhe“, sagte Mutter, wenn wir mit dem Kleistertöpfen und dem Pinsel und dem weißen Zettelpacken auf die Straße zogen— „vergeßt es nicht in Augenhöhe— damit man es recht lesen kann.“

Diese Augenhöhe nun war die einzige Zwiespältigkeit für uns Buben. Denn unsere Augenhöhe war es nicht, sondern die der Zimmerherrn. Und deren Augenhöhe war doch problematisch. War's ein langer wars ein Kurzer ?

Ich weiß noch gut wie einst ein langer friesischer Student das Zimmer hinten rechts gemietet hatte.

„Mutter“, sagte ich, „das habe ich gemacht.“

„Warum denn du? gab sie zur Antwort.“

„Ich hab' die Zettel diesmal gaz zu oberst angeklebt.“

So was sagt man vor der Mittelschule. In der Mittelschule ist man zu geschick dazu. Geschickter raffinierter und genierter, leider — leider.

Als ich in die Handelsschule kam war meine erste Neuerung im Zettelankleben, daß ich die Konkurrenz besiegte. Ich überklebte skrupellos die anderen Dachrinnen²serenten.

Mit besonderem Vergnügen jene von Frau Voglmaier in der Wittelbacherstraße. Denn diese Madame Voglmaier seh'n Sie — aber das ist eine andere Geschichte. Wobei anzumerken ist, daß damals das Gesetz von unlauterem Wettbewerb noch nicht erfunden war.

Machte mir das Raffinement gar noch Behagen — nicht so die dahinter kommende Genierlichkeit. Geboren wurde sie an jenem Tage, als der Randelkofer Heinrich nach einem verlorenen Gefecht den Daumen rückwärts gegen mich hindrehte und vor Zeugenⁿ aussagte:

„Jeggerlna — der möchte auch noch was sagen, der — der Zettelanpapper“.

Himmelbergott, hat ein solcher Spott noch weh getan zu jenen Zeiten! Was half es, daß ich den Randelkofer Heinrich zum zweiten Male verwiehste — der „Zettelanpapper“ — saß und fraß an meinem Herzen.

Und am Abend jenes Tages schrieb ich zum erstenmale mit Seham die Zettel meiner Mutter.

Ein hübsch möbliertes Zimmer

ist per sofort und so weiter

Gewiß ich schämte mich auch wieder meiner Seham, — doch wars im Ganzen ein recht Kompliziertes unbehagliches Gemengsel in der Seele eines Mittelschülers.

„Also Fritzel“, sagte Mutter. „diese Zettel pappst du morgen früh gleich nach der Schule“

„Jeggerlna, den sehaugts an, den Zettelanpapper“, hörte ich im Geiste schon den Randelkofer.

„Weißt Mutter“ sagte ich da plötzlich, „ich will sie lieber gleich heute abend noch anpappen.“

„Heute abend noch — ? „Aber Fritzel,“ sagte sie erstaunt.

„Ja“, sagte ich heroisch, warum denn nicht?“ nahm den Kleistertopf den Pinsel und den Zettelpack und schlich im Duster der Nacht, die Klebentensilien unterm Havelock verborgen die Straße rauf und runter, sah mich um bevor ich an den Dachtrauftröhren stehen blieb — und war kein Mensch in Sicht — bepinselte mit Blitzesschnelle das runde Blech und klebte strich zurecht und barg die Sachen wieder unterm Mantel.

Kam dann einer so ging ich pfeifend als ein Gentleman an ihm vorüber.

Das ging solange es ging. Bis dahin nämlich, da die Kaiser Gustl

Jaso, die Kaiser Gustl ist noch gar nicht vorgestellt in dieser klebrigen Geschichte. Also, die Kaiser Gustl wohnte gegenüber. Und in die höhere Töchter- schule ging sie. Und eine Schönheit war sie. Und ein famoser Kamerad, als sie noch mit uns spielte in den Sandgrubkriegen hinterm Glockenbach. Jetzt ging das freilich nicht mehr in der höheren Töchter- schule. Dafür trat an die Stelle der Kameradschaft die Verehrung, die Verehrung, an der ich stark beteiligt war.

So stark beteiligt, daß ich eines abends in die Erde sinken wollte, als ich mit dem Pinsel an der Rinne hin- und widerstrich, und die Kaiser Gustl kam in Sicht.

Den Mehlpapp stehen, den Pinsel sammt den Zetteln niederfallen lassen und mit einem grandiosen Gruße an der Kaiser Gustl vorüberdefilierend war das Werk von einem Augenblick.

Gott sei Dank für diesmal war mein Reanomee



ja noch gerettet. Ich sah mich noch mehrmals schlich-tern um —

Kreuzteufel noch einmal, die Kaiser Gustl war an eben jener Röhre stehen geblieben. Ich spürte wie in mir die Sehnen emporstiegen. Ich rannte heimwärts ohne alle Utensilien. Ich log die Mutter kalt und unverfroren an:

„Denk dir Mutter — kommt mit einem Male so ein Räuber — ja ein Räuber um die Ecke, reißt mir alles aus den Händen u. verschwindet in der Nacht. Ja — Mutter, in der Nacht.

„Ein Räuber?“ — Fritz — ein Räuber. —

„Ja Mutter — ganz vermurmt.“

Hm, ein ganz vermurmt Räuber in der Herzog-Wilhelmstraße. Nun sag mir bloß mein Fritz — was in aller Welt der Räuber mit dem Kleistertopf, den Zetteln und dem Pinsel wohl

Ja aber Mutter — meinst du nicht, daß so ein Räuber — ?

„— auch möblierte Zimmer zu vermieten habe, meinst du und dazu unsereⁿ Mehlpapp ganz vor-ⁿtrefflich zu verwenden wüßte — ja mein Junge — es ist wirklich nicht zu glauben, was es oft für Räuber gibt.“

Und dabei sah sie mich noch so von der Seite an und setzte noch hinzu:

„Nun ich werde morgen selber“
geh du nur ins Bett heute Abend Fritz.

In dieser Nacht war mir bis weit ins Traumland hinein gar nicht wohl wirklich gar nicht wohl.

Und nicht weniger am andern Morgen als die Theres mit dem Semmelkörbchen von der Flurtür kam und schon im Gange schrie und lachte:

„Jessesna!“ — Frau Müller, — schau’n S’ nur her — ja schau’n S’ nur her — Jessasmari — haha hihihihhi

„Nun was ist denn Theres?“

Dem Herrn Fritz sein Herr Räuber — hahahaha — hihihihhi

schrie sie immer noch vom Gang her, hat den Mehlpapp und den Pinsel wieder vor die Tür gestellt. Frau Müller — hahahaha — Jessasmari — und nur die Zettel hat er ganz vergesseⁿ — der Herr Räuber, — hahahaha —

Und dann kam es Schlag auf Schlag.

Denn zum Mittagessen platzte dieselbe Theres unter hahahaha und hihihhi mit der nagelneuen Nachricht heraus, daß die Zettel alle wunderschön an allen Dachtraufhöfen in der Herzog-Wilhelmstraße klebten.

Dann am Nachmittage, nach der Schule holte ich auf der Goethepost am Schalter Poste restante, wohin jene Kaiser Gustl ihre Briefe für mich schickte — unter A. B. 1000, — ein Brieflein für mich ab, in dem nichts als ein weißer Zettel steckte — vom Format der wohlbekannten Dachtraufinserte — auf dem zu lesen stand:

Ein hübsch möbliertes Mädchenherz sofort nur an eineⁿ solchen jungen Herrn zu vergeben, der sich nicht wegen eines Mehlpapphafels schämt.

Ich wäre ganz und gar geknickt gewesen, an dem Tage, wenn sie nicht wenigstens „schämt“ mit einem „h“ geschrieben hätte.

es auch schon der quälendsten Langeweile ausgeliefert. Es fehlt ihm der Trieb, sich selbst zu beschäftigen. Und was das schlimmste ist: in diesem Falle kommt das Kind leicht auf allerhand unnütze Gedanken, wird nörgelig, mißmutig, zänkisch, trotzig, träge usw. Wie ist dem abzuhelpen?

In manchem Falle durch liebevolles Eingehen beim Kinde auf irgend eine häusliche Beschäftigung. Man muß dem Kinde eine Sache auch lieb und wert machen können! Das aber verstehen nicht alle Eltern. In meinem Bekanntenkreise beklagte sich eine Mutter gar bitter darüber, daß sich ihre Kinder nicht zu beschäftigen wüßten. „Kaum haben sie ein Spielzeug,“ meinte sie, „so ist es ihnen auch schon etwas altes, und sie langweilen sich wieder wie zuvor. Quälen sie aber gar um neues Spielzeug, so werden sie unausstehlich, bis sie wieder ihre Gleichgesinnten sind oder sonstwie auf irgend eine Sache abgelenkt wurden.“ Dieselbe Mutter, die das sagte, hatte aber auch nie eine Stunde für ihre Kinder übrig, obwohl sie dem Gespräche mit ihren Hausgenossen und ihren Freundinnen täglich mehrere Stunden opferte. Mit einem Wort: sie lebte zu wenig ihren Kindern, dem köstlichsten Gut doch, das sie hatte! Trat eines der Kinder zu ihr hin, um einen Bescheid zu erhalten, eine Frage zu stellen, etwas Vollbrachtes zur Beurteilung vorzuzeigen, so wurde das Kind immer und immer wieder mit den Worten zurückgedrängt, wie: „Ach geh — laß mich — hab’ keine Zeit — kümmer dich!“ Und da wunderte sich diese Mutter, daß ihre Kinder zu nichts einen ernstlichen Trieb hatten und ihnen offenbar der Sinn dafür fehlte, sich selbst zu beschäftigen.

Die Kinder treten ins Leben ohne jedwede Kenntnisse darüber, wie sie das Leben ausfüllen sollen. Bis zur Schulzeit muß die Mutter ihr einziger Wegweiser und Ratgeber, manchmal aber auch ihr Spielgefährte sein. Und auch während der Schuljahre der Kinder — und vielleicht in dieser gerade erst — muß den Kindern zu dem und jenem die Hand geboten werden. Wie das heranwachsende Menschenkind körperlich noch zu klein ist, um mit der Hand nach höher gelegenen Sachen greifen zu können, so fehlt es ihm auch geistig, das und jenes erfassen zu können. Hier ist die Mutter die natürliche Vermittlerin. Sie muß das Kind mit den verschiedenen Worten bekannt machen, ihm, ohne aufdringlich zu werden, die und jene Vorstellung einprägen, für das und jenes Interesse, Liebe, Ehrgeiz, Begeisterung wecken! Unterbleibt jeder Hinweis, so fehlen dem Kinde zu sehr die neuen Anknüpfungspunkte, die es zu seiner raschen Entwicklung braucht. Dies ist um so mehr der Fall, je abgelegener vom rauschenden Leben das häusliche Gebiet liegt. Zwar ist es immer noch besser, ein Kind wird zu spät als zu früh ins bunte, schillernde Leben hineingeführt; zuweilen kommt es aber doch vor, daß ein Kind infolge zu enger, inhaltsloser Lebensverhältnisse versimpelt und dann in späteren Jahren seine große Plage hat, unter den Menschen Geltung, Existenz und Interesse zu finden. Das einsamste Haus ist schon gut gelegen, wenn in ihm eine kluge, liebe, feinsinnige Mutter wohnt, die ihrer jungen Schar zu jeder Zeit Wegweiser und Anführer ist, die nicht verdrießlich die Kinder beiseite schiebt, wenn sie was wissen wollen und den Kinderherzen Liebe und Zuversicht zum Leben und zu den Menschen einimpft. Dagegen ist es möglich, daß sich Kinder inmitten des Gewühls der Großstadt langweilen, weil ihnen zu dem vielen „Schönen“ und „Häßlichen“, was sie umgibt, die freundlich erläuternde Mutter fehlt. Das letztere werden ihnen wohl die Menschen beibringen, aber das erstere geht ihnen sicher teilweise verloren.

Kinderpflege und -Erziehung.

Selbstbeschäftigung der Kinder.

Es gibt sehr viele Mütter, die sich darüber beklagen, daß sich ihre Kinder nicht zu beschäftigen wissen. Sind keine Spielkameraden da und hat das Kind alle Schul- und Hausarbeiten erledigt, so ist

Aber, um gerecht zu sein —: es gibt auch Kinder, denen die Interesselosigkeit an der Welt und die Langeweile angeboren zu sein scheint. In erster Linie sind das Kinder mit geistig minderwertigen Fähigkeiten und in zweiter Linie sind das krankhaft veranlagte Kinder. Es gibt auch Menschen, die irgend eine Seite des Auffassungs- oder Empfindungslebens gänzlich vermissen lassen und wiederum solche, denen diese Seite und gleichwohl Saite erst spät im Leben einen Klang gibt. Und zuletzt, zum Troste aller Mütter —: Langeweile und Nörgelei stanno jedem Kinderzimmer dann und wann einen Besuch ab.

Gesundheitspflege.

Nicotin und Alkohol. Eine bemerkenswerte Erscheinung ist die, daß Blinde nie Lust verspüren, zu rauchen. Dennoch muß weniger das Tabakgift (Nicotin) dem Raucher angenehme Empfindungen wecken, als vielmehr das Entsteigen des Rauches, das Glimmen der Zigarre, das Tändeln mit der Zigarette. Ohne Zweifel haftet dem Rauchen etwas Nürrisches an, so sehr auch versichert wird, daß das Rauchen zu den besten Gedanken und Stimmungen führe. Das letztere tut wohl nicht das Rauchen an sich, sondern es ist vielmehr das Ergebnis der durch das Rauchen gewonnenen Ablenkung. Indem man sich zurücklehnt und den entsteigenden Rauch der Zigarre beobachtet, gelingt es, Geist und Gemüt von den alltäglichen Sorgen abzulenken und sie erfreulicheren Dingen entgegenzuführen. Wir können diese wohlthätige Beeinflussung unseres Innern auch beim Singen, Lesen, Betrachten von Bildern usw. wahrnehmen, nur daß diese suggestiven Mittel dem Körper keine Gefahr bringen. Schädlich wird das Rauchen aber nicht nur durch das Nicotin, sondern auch durch die Verschlechterung der Atmungsluft und — durch die Einwirkung des Rauches auf die Augen. Dagegen soll Tabak der Fäulnis der Zähne entgegenwirken, nach anderen auch dem Auftreten der Lungenschwindsucht. Immerhin wird man gut tun, sich das Rauchen abzugewöhnen, wenn es nicht mehr und nicht weniger ist, als eine bloße Gewohnheit. Man behält dann auch die „Nickel“ in der Tasche, die vielleicht in einer „Reisekasse“ besser angelegt sind. Vor allem sollte den jungen Leuten das Rauchen nicht angewöhnt werden! Es gibt Väter, die stellen ihrem sechzehnjährigen Jungen ein Kistchen Zigarren mit auf den Weihnachtstisch, denken aber nicht daran, den Sprößling mit einem guten Buche zu beglücken. Welche Beschäftigung wohl die Bessere ist? Jedenfalls ist es grundfalsch, der Jugend neue Bedürfnisse anzugewöhnen! — Aber noch gefährlicher für den heranwachsenden jungen Menschen, wenn er durch den Vater die Wirtshäuser kennen lernen würde. Denn in diese kommen wir noch früh genug hinein, wenn wir in das Alter gekommen sind, wo wir gelernt haben — oder doch gelernt haben sollten, uns zu beherrschen. Mit dem Beherrschen ist's übrigens so eine eigene Sache! Wer z. B. sagt: „Der Alkoholgenuß bringt keinen Schaden, wenn er ein mäßiger ist,“ kann auch gleich sagen: „Das Unkraut schadet nichts, wenn es klein bleibt.“ Nur zu oft nimmt eben beides überhand! Man trinkt und trinkt im Kreise lieber Freunde, schämt sich, wenn es heißt, man vertrage nichts und gibt nur zu leicht nach, wenn man genötigt wird, sitzen zu bleiben und weiterzutrinken. Man braucht nicht einmal Temperenzler zu sein, um einzusehen, welchen Schrecken der Alkoholteufel im Gefolge hat. Die weitaus meisten von den unglücklichen Ehen tiefsten Elends haben wir auf Grund der Statistik in Trinkerfamili-

en zu suchen. Den größten Schaden aber tragen die Kinder davon. Muß es nicht jeden Menschenfreund erschüttern, wenn er hört, daß von 100 blödsinnigen Kindern etwa die Hälfte aus Trinkerfamilien stammen (nach Bunge), daß etwa 30 von 100 Veitsanzkranken und Epileptikern von trinkenden Eltern ins Leben gerufen worden sind (nach Demme) und daß die Irrenhäuser einen hohen Prozentsatz „Trinker“ und „Nachkommen von Trinkern“ beherbergen? Diesen Feststellungen gegenüber lernt man es begreifen, daß es nützt, dem Alkoholismus energisch entgegenzutreten. Jedem sein Glas Bier zur gebotenen Abwechslung. Im übrigen aber wollen wir danach trachten, daß die Zahl der elenden Kinder, die ihren Vater verfluchen und dem Staate — indirekt uns — jedes Jahr viele Millionen kosten, geringer wird! Vor allem präge sich jede Mutter ein: wer einem Kinde einen Schluck Branntwein gibt, handelt unverantwortlich und gewissenlos.

Für Haushalt und Küche.

Englische Frühlingssuppe. Bouillon, einen Kopf Salat, grüne Kräuter, drei junge Zwiebeln, Butter, zwei Eigelb, ein Bund Kerbel, einige Blätter Sauerampfer, eine Tasse junger Erbsen, Pfeffer und Salz sind zu dieser Suppe erforderlich. Man wäscht die Gemüse, wiegt den Salat fein und schneidet alles übrige, tut die Kräuter mit Butter in eine Pfanne und läßt sie zwei bis drei Minuten schmoren. Dann wird kaltes Wasser hinzugegossen. Das Ganze soll dann eine halbe Stunde kochen. Nach dieser Zeit werden die Gemüse tüchtig ausgedrückt und der Saft in die Bouillon gegossen. Kurz vor dem Anrichten wird die Suppe mit zwei Eigelb gebunden.

„Backhendel“. Zu ihrer Zubereitung nimmt man nicht allzu große, aber gut gemästete junge Hühner, die nur wenige Stunden vor dem Gebrauch geschlachtet sein dürfen. Nachdem sie geputzt und ausgenommen sind, werden sie in vier bis sechs Teile zerlegt, mit Salz bestreut, eine halbe Stunde stehen gelassen, dann abgetrocknet und in Mehl, geschlagene Eier und geriebene Semmel getaucht und heißem Schmalz zu schöner goldgelber Farbe gebacken. Zu Salat und Kompott eine vorzügliche Fleischspeise.

Paprika-Schnitzel. Die Kalbssteaks werden mit Salz bestreut, in Mehl gewälzt, in leicht gebräunter Butter schnell überbraten und dann zurückgestellt. Feinwürfelig geschnittener Speck wird mit einem Stück Butter schön gelbbraun gebraten, ein Stück Parmesankäse gerieben und dazugegeben, ebenfalls ein bis zwei Messerspitzen Paprika, alsdann so viel saure Sahne, daß die Sauce nach dem Aufkochen gut sämig ist. Man rückt die Kasserolle nach dem Aufkochen zur Seite, legt die Schnitzel hinein und läßt sie darin ca. 15 bis 20 Minuten ziehen, jedoch nicht kochen.

Gespicktes Kalbsherz. Das Herz wird von den feinen Röhren befreit, gewaschen, gut mit einem Tuch abgetrocknet und mit feinen Speckfäden gespickt, recht reichlich in Salz, Pfeffer, abgeriebenem Thymian umgewendet, in heißer Butter gedünstet; ist es weich, aus der Sauce genommen, diese mit Mehl gestäubt und mit etwas Kochwein, weiß oder rot, verstärkt, durch ein feines Sieb gegossen und dann über die in Scheiben geschnittenen Herzen gegeben.

Ratschlag zur Bereitung von Kartoffelsalat. Zur Bereitung von Kartoffelsalat nimmt man bekanntlich eine nicht zu mehligte Kartoffel, die sogenannte Salatkartoffel. Sollte sie gelegentlich im

Haushalte fehlen, so kann man sich dadurch helfen, daß die bereits in Scheiben geschnittenen, zu mehlig erscheinenden Kartoffeln mit springend kochendem Wasser begossen werden, das aber gleich wieder ablaufen muß. Die Kartoffelscheiben werden dadurch vor dem Zerfallen behütet. Die Sauce kann mit zwei Eßlöffeln zerlassener Butter, drei Eßlöffeln Essig, zwei Teelöffeln in Wasser gelöstem Fleischextrakt, einem halben Teelöffel Zucker gemischt werden. Salz und fein gewiegte Zwiebel werden unter den Salat gemischt. Die Sauce muß gleich über die noch warmen Kartoffeln gegeben werden.

Früchte sind die beste Medizin. Es ist erstaunlich, einen wie großen Arzneischatz die reifen Früchte bergen, und die häufig gemachte Beobachtung der guten Wirkung hat wohl zu der landläufigen Redensart geführt, daß das Obst sehr gesund sei. Die Weintrauben, und besonders die blauen Trauben, sind ungemein nahrhaft und sehr blutreinigend. Ihnen folgen im medizinischen Werte die Pflirsche, die jedoch nicht überreif sein dürfen und früh morgens, ganz nüchtern genossen am gesündesten sind. Eine täglich morgens nüchtern gegessene Apfelsine ist ein vorzügliches Mittel gegen schlechte Verdauung und kuriert bei längerer Kur gründlich.

Vermischte Nachrichten.

Vom großen Los in der Lotterie des Lebens. Das Leben ist ein Lotteriespiel, bei dem ungezählte Millionen auf Fortunas Lächeln hoffen, und auch heute noch hat die launenhafte Göttin ihre Freude an Ueberraschungen nicht verloren, wirft hier oder dort einem Ahnungslosen Schätze in den Schoß, die er nie erhoffte, nie erhoffen konnte, und die mit einem Schlage seinem ganzen Leben eine neue Wendung geben. Es sind kaum ein paar Wochen her, als ein Newyorker Stubenmädchen, Sara Fagg, eines Morgens als Millionärin erwachte: als das Testament ihrer verstorbenen Herrin geöffnet wurde, erfuhr sie, daß die Verblichene ihr für neunjährige treuen Dienste die hübsche Summe von vier Millionen Mark hinterlassen hatte. Und zugleich wurde das Stubenmädchen Eigentümerin zweier grosser herrschaftlicher Häuser, Herrin einer ganzen Armee von Dienstboten und Besitzerin von fünf Equipagen. Ein großes Los aus dem Glücksrade des Lebens fiel vor zwei Jahren in Washington einer bescheidenen Maschinenschreiberin zu; sie war Sekretärin einer steinreichen alleinstehenden Amerikanerin, einer Miß Hume. Als die Arbeitgeberin starb, war die junge Stenotypistin nicht wenig erstaunt, als sie plötzlich ihr bescheidenes monatliches Einkommen von insgesamt 160 Mk. mit einem Vermögen von nahezu 36 Millionen vertauschen mußte. Aber in solchen Fällen ist dem plötzlichen Glücke doch immerhin eine Beziehung vorausgegangen, man hat die Menschen, von denen der Reichtum stammt, persönlich gekannt, war ihnen nahe. In einer englischen Wochenschrift werden eine Reihe jener Fälle angeführt, in denen Leute in bescheidenen Lebensverhältnissen unerwartet irgend einem Menschen, den sie niemals gekannt, gesehen oder gesprochen haben, Reichtum und Wohlstand verdanken. In Hull erhielt ein in ärmlichen Verhältnissen lebender Drucker vor einigen Jahren eines Tages die nicht wenig überraschende Mitteilung, daß sein Großvater, den er nie gekannt hatte, und der mit seinem Sohne keine Beziehungen mehr unterhielt, in Frankreich gestorben war und ein Vermögen von 1¼ Million hinterlassen hatte, das naturgemäß dem Enkel zufiel. Und kurz darauf erbte ein kleiner italienischer Weinbergarbeiter von einem vor Jahrzehnten nach Amerika ausgewanderten Onkel, von

dessen Existenz er nie etwas gewußt hatte, die hübsche runde Summe von zehn Millionen. Ein ähnliches rosiges Schicksal soll vor einiger Zeit einem deutschen Dienstmädchen zugefallen sein, das in einem Berliner Pensionat als Mädchen für alles in Arbeit stand. Eines Tages wurde ihr mitgeteilt, daß ein Großonkel von ihr, der lange vor ihrer Geburt nach Australien ausgewandert war, gestorben sei, und da sie die einzige Erbin war, fiel ihr das ganze Vermögen zu. Sie durfte es sich leisten, am 15. zu kündigen, denn sie verfügt jetzt über ein jährliches Einkommen von nahezu 180.000 Mark und ist Besitzerin einer der größten Schaf-Farmen in Australien.

Eine ungesühnte Beleidigung. Eine hübsche Geschichte von dem vor vier oder fünf Jahrzehnten berühmten Duellhelden Darnis erzählt der „Gaulois“: Darnis' Lebensinhalt war ein Suchen nach Anlässen zu einem Duell, und dann erzählte er stolz, wie er jede Beleidigung räche. Eines Tages tritt sein Freund Barrière, der schon lange unter den renommistischen Erzählungen Darnis' gelitten hatte, an den Zweikampf-Fanatiker heran: „Lieber Freund, ich muß dir eine peinliche Geschichte verraten.“ „Ha, was gibts?“ „Eine ernste Sache.“ „Sprich, mein Freund, sprich, ich bitte dich.“ „Ich komme eben aus dem Grand Café. Und dort sitzt ein Mann, der sich rühmt, seine Hand auf deine Backe gelegt zu haben.“ „Was? Mich berührt?“ „Ja, dich!“ Aufgeregt springt der Kampfhahn empor und schleppt den Freund sofort ins Grand Café. Dort saß — Darnis' Friseur . . .

Erhaltung des „Goldenen Zepters“. Eines der ältesten Bauwerke Breslaus, das „Goldene Zepter“ auf der Schmiedebrück 22. wird, wie die „Bresl. Ztg.“ meldet, nunmehr von der Stadt angekauft und dem drohenden Abbruch entzogen werden. Während der Freiheitskriege war, wie das Blatt bemerkt, gerade dieses Haus gewissermaßen der Mittelpunkt der ganzen Bewegung; hier wohnte im ersten Stock der Freiherr v. Stein, hier hatte im Erdgeschoß Lützow sein Werbebureau aufgeschlagen. Die Idee, dieses Haus, voll von historischer Erinnerungen, das übrigens auch vom architektonischen Standpunkt aus — das Haus ist 400 Jahre alt — für Breslau von Interesse ist, vor dem Abbruch zu schützen und der Stadt zu erhalten, lag nahe, aber die sofort eingeleiteten Verhandlungen der Stadt mit dem Besitzer zerschlügen sich an der hohen Preisforderung. Nun ist es dem Magistrat gelungen, nach immer erneuten langwierigen Verhandlungen ein Preisangebot zu erzielen, das akzeptabel erscheint. Das Haus soll eine Viertelmillion kosten, wozu dann noch nach Schätzung der Stadtbaudeputation 50.000 Mark für Umbaukosten kommen würden. Da der Besitzer spätestens im Juli mit dem Abbruch beginnen will, so ersucht der Magistrat in einem Dringlichkeitsantrag die Stadtverordnetenversammlung, den Ankauf zu genehmigen.

Blutiger Zusammenstoß zwischen Soldaten und Zivilisten. Aus Aschaffenburg meldet man: Bei dem Gauturnfest im benachbarten Haibach kam es in später Nachtstunde zu einem folgenschweren Zusammenstoß zwischen Soldaten und Zivilisten. Etwa 40 Mann und zwei Unteroffiziere des dortigen Jägerbataillons wurden plötzlich von Dorfburschen mit Maßkrügen bombardiert. Die Jäger zogen blank. Darauf gaben die Dorfburschen Schüsse mit Revolvern und Jagdgewehren ab. Auf beiden Seiten gab es bedeutende und zahlreiche Verletzungen. Das Garnisonskommando von Aschaffenburg sandte später den Bedrängten Verstärkungen, worauf der Festplatz völlig geräumt wurde.